



Berlin, den 2. Februar 1901.

Eduard Bernstein.*)

So oft in einem mit Geist und Energie begabten Volk die Vermögensunterschiede bedeutend werden und der ärmere Theil über Druck zu klagen hat, stellen sich kommunistische und sozialistische Theorien, Utopien und Bestrebungen ein. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab ihnen

*) Am ersten Februar hat sich Herr Eduard Bernstein, der lange, mit Heimweh im Herzen, in London saß, die deutsche Grenze wieder geöffnet. Er ist von dem Strafverfahren, das er sich als Redakteur des „Sozialdemokrat“ zugezogen hatte, nicht mehr bedroht und wird sicher schnell dem londoner Kibel entziehen. Daß die Regierung den Entschluß gegen ihn nicht erneuern ließ, war klug. Der Mann, der schon von England aus der orthodoxen Sozialdemokratie so ungerathen wurde, wird ihr noch mehr zu schaffen machen, wenn er erst in Deutschland lebt und Gefährten findet. Daran wird's ihm nicht fehlen. Diebnecht ist tot, die Gewerkschaftsbewegung ist mächtig erstarkt und die Verhandlungen über die Parteitaktik, die Theilnahme an den Landtagswahlen und der F. U. Millerand haben gezeigt, wie nah die Vollmar, Kuer, Feine, David und mancher Andere Bernstein stehen. Der Flüchtling, den Marx und Engels vertrauten Umgangs würdigten, galt lange als besonders radikal; und doch konnten schon die wüthenden Glossen, mit denen er als Herausgeber Lassalles Schriften versah, lehren, daß der Sohn einer bürgerlichen Demokratenfamilie stets noch der Seite des Liberalismus neigte. Und dieser Mann kehrt in dem Augenblick zurück, wo die deutsche Industrie vor einer schweren, für die proletarische Politik wichtigen Krise steht und wo die Häuilein der Liberalen, um für den Kampf gegen die Getreidezölle Bundesgenossen zu fangen, die Sozialdemokraten zärtlich umwerben. So rasch wie in Frankreich, wo Guesde und Jaurès einander grimmig bekämpfen, wird das viel festere Gefüge der deutschen Partei sich nicht lockern. Interessant aber wird auch bei uns die Entwicklung werden. Und vielleicht wird man eines Tages sagen, daß mit der Heimkehr des Herrn Bernstein in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie ein neues Kapitel begann.

die bekannte wirtschaftliche und politische Umwälzung eine besondere Färbung. Humanität und Interesse hatten zusammengewirkt, das ärmere Volk von der Scholle und aus den Banden der Furst zu befreien und ihm eine — freilich durch Polizei und Strafgesetz eingeschränkte — Vogelfreiheit zu verschaffen; die weitgehende Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung hatte vereinzelt Produziren selten und für ganze Gebiete der Produktion unmöglich gemacht und die fabelhafte Erhöhung der Produktionskraft durch Dampf und Elektrizität hatte die Aussicht auf unermesslichen allgemeinen Reichtum eröffnet. Während sich die Staatsweisen der besitzenden Klasse vergebens den Kopf darüber zerbrachen, wie die neue, immer zahlreicher werdende Klasse der Lohnarbeiter in den Organismus des Gemeinwesens eingefügt werden solle — haben sie doch eine allen Staaterhaltenden zusagende Formel dafür bis heute noch nicht gefunden —, machten die utopistischen Freunde der Armen kurzen Prozeß und entschieden: da bei der heutigen Produktivität der Arbeit das Arbeitprodukt zur Befriedigung aller Bedürfnisse Aller hinreiche, so sei weiter nichts nöthig als eine neue Einrichtung der Gesellschaft und ihrer produktiven Thätigkeit, um Allen den ihnen gebührenden Antheil am Produkt zu sichern. Diese neue Einrichtung sei durch den bisherigen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung deutlich vorgezeichnet. Die Arbeit sei kollektiv geworden, aber sie werde nicht von den wirklich Arbeitenden geleitet, sondern von jenen Wenigen, die das Monopol des Besitzes haben. Werde sie von den Arbeitenden selbst geleitet, werde der Grundsatz des politischen Liberalismus, daß sich die Staatsbürger selbst zu regiren haben, in die Produktion eingeführt, so werde nicht allein das Arbeitprodukt gerecht vertheilt, sondern von vorn herein schon die Produktion zweckmäßiger eingerichtet werden, so daß niemals das Ueberflüssige vor dem Nothwendigen geschaffen werde, und es könne dann nicht mehr vorkommen, daß die Produktion des Nothwendigen unterbleiben müsse, weil sie nicht rentire. Karl Marx und Friedrich Engels brachten dann die einzelnen Versuche der Sozialisten in ein System, dem sie eine historische und statistische Unterlage und eine philosophische Form gaben. Aus dem im Ganzen ungenießbaren „Kapital“ griffen sie ein paar Sätze heraus, die zu wirksamen Schlagwörtern geprägt wurden, und diese Schlagwörter förderten nicht wenig die Organisation der Arbeiterparteien aller Kulturstaaten, indem sie den Arbeitern nicht allein die ganz nah bevorstehende Umwälzung aller Dinge und ein darauf folgendes Goldenes Zeitalter verkündeten, sondern ihre Herzen auch mit dem stolzen Bewußtsein erfüllten, daß sie allein die wahren Vertreter der Wissenschaft des Jahrhunderts, alle anderen Menschen, die bürgerlichen Gelehrten nicht ausgenommen, mehr oder weniger dumme Reale seien und daß ihnen schon deshalb die verheißene Diktatur in der neuen Gesellschaftsordnung gebühre.

Run begab es sich aber, daß der Sozialdemokratie die historisch-statistische Grundlage ihres Gedankenbaues unter den Füßen schwand. Diese Grundlage bestand in der wirtschaftlichen Entwicklung und den sozialen Zuständen Englands in der Zeit von 1780 bis 1850; von 1850 an schlug aber die Entwicklung andere Wege ein; der so zu sagen automatisch wachsende Reichtum verbesserte in Wechselwirkung mit der Arbeiterbewegung und den sozialen Bestrebungen von edlen Männern der herrschenden Klassen die Lage der Arbeiter und es bildete sich eine Arbeiteraristokratie, die so künstlerisch wie der verbohrteste Handwerksmeister und so kapitalistisch gesinnt war wie der gewinnfächtigste Fabrikant. Auch sah man von Tag zu Tage deutlicher, daß England nicht in dem Grade typisch sei für die wirtschaftliche Entwicklung, wie selbst bürgerliche Nationalökonomien geglaubt hatten und hier und da auch heute noch glauben. Gewiß wirkt die Gesamtheit der Kräfte, Einrichtungen und Zustände, die man Kapitalismus nennt, bis ans Gelbe Meer und bis in die innersten Wästen Afrikas, dabei aber behält das Wirtschaftsleben eines jeden Landes sein eigenthümliches Gepräge; es ist klar, daß dem russischen Ruschik und dem italienischen Pächter nicht mit den selben Mitteln zu helfen ist wie dem londoner Dockarbeiter und daß es lächerlich wäre, die englische Industriearmee, die französischen Weinbauern und die deutschen Großbauern in die selbe Schablone zwingen zu wollen. Die von den Sozialisten aufgeworfenen Fragen bleiben trotz Alledem bestehen und die Dienste, die der Sozialismus der Gesellschaft geleistet hat, sind nicht abzuleugnen; ist es doch zu einem großen Theil ihm zuzuschreiben, daß die Gefahr eines großen Kladderadatsch vorübergegangen ist, da er zu Reformen gezwungen, den Staatsmännern und sogar den Gelehrten erst die Augen geöffnet hat, so daß sie jetzt sehen, welche Gefahren drohen, wie die wirtschaftlichen Prozesse verlaufen und wie sie am Besten zu leiten sind. Fest steht aber, daß sich die wirtschaftliche Entwicklung mit der politischen in Reformen und unmerklichen Umbildungen fortbewegt und daß eine Katastrophe, die dem Proletariat auch nur auf einen einzigen Tag die politische Gewalt in die Hände spielen und es zu einer Neuorganisation der Arbeit berufen könnte, nicht bevorsteht. Das wissen Bebel und Schoenlank, die ganz feine Köpfe sind, so gut wie wir. Daß sie es nicht eingestehen, ist sehr natürlich. Es ist unbecquem und gefährlich für einen Papst, einzugestehen, daß sich die Erde um die Sonne dreht, wenn sein Bericht eben erst einen Verkünder dieser Wahrheit als einen Keyer verdammt hat; und ein richtiger Hierarch erduldet lieber den Zwang einer freiwilligen Gefangenschaft, als daß er seine heutige Freiheit eingestünde, die thatsächlich viel größer ist, als sie jemals im Mittelalter und in der Zeit des jämmerlichen Kirchenstaates war. Aber auch den Herren Bebel und Schoenlank zu Gefallen steht die Erde nicht still; und daß und wie sie sich

dreht, werden über kurz oder lang alle Arbeiter wissen. Soll die Arbeiterorganisation nicht zum Schaden der Arbeiter und des Staates zerfallen, soll sie aufgebaut werden, bis sie alle Klassen von Arbeitern und ihre gesammte Zahl umfaßt, so muß sie sich den Thatfachen anpassen, statt sich gegen sie mit starrköpfiger Verneinung abzusperren und sich auf das Abdrücken unsinniger Revolutionphrasen und auf die Pflege unrealisbarer Zukunftshoffnungen zu beschränken. Das hat sie ja denn auch schon einigermaßen gethan, aber so weit sie sozialdemokratisch ist, im Widerspruch mit ihrem orthodoxen Glaubensbekenntniß; und so tritt an die Sozialistenkirche schon nach kaum drei Jahrzehnten die Nothwendigkeit heran, die der christlichen Kirche heute, nach beinahe neunzehnhundert Jahren, noch nicht dringlich erscheint, ihre Dogmen zu modifiziren und einen Theil davon preiszugeben.

Unter diesen Umständen kann das Verdienst gar nicht hoch genug geschätzt werden, daß sich Eduard Bernstein erwirbt, indem er es als anerkanntes und angesehenes Parteimitglied unternimmt, die Parteidogmen zu revidiren und durch Beseitigung des Utopischen oder von der geschichtlichen Entwicklung Ueberholten die sozialdemokratische Arbeiterorganisation von den Fesseln zu befreien, die sie am gedeihlichen Fortschritt hindern. Der vollkommen ehrliche und aufrichtige Mann gesteht offen ein, daß er sich, gleich Marx, durch Umstände der Zeit und des Ortes getäuscht, in manchen Stücken geirrt hat, und geht in der Ehrlichkeit so weit, zu bekennen, daß er im Beginn seiner Sinnesänderung nicht vollkommen ehrlich verfahren ist, da er durch seine Stellung berufen, den marxistischen Sozialismus ex cathedra zu predigen, seine Aberglauben zwar nicht abgeleugnet, aber auch nicht gerade in den Vordergrund gestellt habe. Es ist erquickend, zu verfolgen, mit welcher Nahe und Umsicht er daran gearbeitet hat, die Fanatiker der Partei allmählich zur Vernunft zu bringen. Nach dem großen Wahlerfolge, den die deutschen Sozialdemokraten am zwanzigsten Februar 1890 errungen haben, stellt er ihnen vor, daß sie nun nicht mehr eine ganz oymnische winzige Minderheit seien, die genug gethan habe, wenn sie gegen die Unterdrückungsmaßregeln der unumschränkt herrschenden Mehrheit protestire, daß ihr vielmehr die jetzt erhebliche Zahl ihrer Vertreter die Pflicht positiver Wirksamkeit auflege und daß ihr die Bahn dafür vorgezeichnet sei: sie habe die Erweiterung der Volksrechte und die materielle Hebung der arbeitenden Klasse zu erstreben. Der Weg zur vollen politischen Freiheit führe durch den Parlamentarismus hindurch, nicht um ihn herum. Die Arbeiter hätten zunächst das Werk zu vollenden, das die bürgerlichen Parteien halb vollendet liegen gelassen hätten: Geburtsprivilegien, verrottete Rechtsinstitutionen und ähnliche Dinge abzuschaffen. Damit — Das hält er für nöthig, zur Beruhigung der Doktrinäre hinzuzufügen — gebe die Partei kein Titelchen ihres grundjährlich revolutionären

Charakters auf. Im Jahre 1893 warnte er aus Anlaß der Verhandlungen auf dem züricher Sozialistenkongreß vor der Neigung, aus Zweckmäßigkeitsfragen Prinzipienfragen zu machen, örtlich und unter besonderen Umständen gewordene Regeln zu allgemein gültigen Dogmen zu stempeln und den Sozialisten aller Länder die selbe gebundene Marschrouten vorzuschreiben. Er zeigt, wie lächerlich die Forderung der paar holländischen Sozialisten sei, die Arbeiter jedes Landes sollten eine Kriegserklärung mit dem militärischen und ökonomischen Generalstreik beantworten, als ob Das auch nur in dem gar nicht militärischen Holland möglich wäre. Der ökonomische Generalstreik ergebe sich übrigens in Form allgemeiner Geschäftsstockung zur Zeit eines Krieges ganz von selbst in größerem Umfange, als den Arbeitern lieb sei.

Vom Jahre 1895 ab geht er dem mit Marxens Dekonomismus verquickten philosophischen Materialismus zu Leibe. In einer Polemik gegen die Gaspillages des *sociétés modernes* von Novicow zeigt er, daß die sogenannte naturwissenschaftliche Methode in der Behandlung sozialer und ökonomischer Gegenstände auf Einbildung beruhe. Freilich gehöre auch der Mensch zur Natur, aber er unterscheide sich von allen anderen Naturwesen dadurch, daß er mit Bewußtsein und planmäßig in den Naturlauf eingreife und ihn abändere. Diese geistige Thätigkeit gehöre nun einmal nicht zu Dem, was man gewöhnlich unter Natur verstehe und was die Körperwelt und ihre Veränderungen zu geeigneten Bedenständen naturwissenschaftlicher Behandlung mache; alle gesellschaftlichen Einrichtungen, alle Schöpfungen des Menschen seien nicht Natur-, sondern Kunstprodukte. Die Natur produziere von selbst keine einzige ökonomische Kategorie, weder den Lohnarbeiter, noch den Kapitalisten, noch den Profit, noch die Grundrente, ja, nicht einmal den Vorrath, sondern nur Materialien der Vorrathsbildung. Gerade die Verschwendung, die Novicow der Gesellschaft vorwirft, sei bekanntlich eine der hervorragendsten Eigenheiten der Natur, woraus sich allein schon ergebe, daß die Dekonomie nichts Natürliches sei. Die Verwirrung rühre daher, daß die beiden Bedeutungen der Worte „Natur“ und „natürlich“ beständig verwechselt würden. Einmal verstehe man unter Natur die Gesamtheit der nach mechanischen, chemischen und physiologischen Gesetzen sich verändernden Körperwelt, dann wieder die Gesamtheit der Eigentümlichkeiten eines Dinges oder einer Einrichtung. Ihrer Natur gemäß soll freilich jede Gesellschaft und jede gesellschaftliche Einrichtung betrachtet und behandelt werden; aber zwischen dieser Behandlungsweise und der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf Dinge, die keine Naturwesen im ersten Sinne des Wortes sind, ist, darin hat Bernstein ohne Zweifel Recht, ein gewaltiger Unterschied. Das Gesellschaftsleben des Menschen habe freilich in der Natur Analogien, aber man müsse sich davor hüten, aus solchen Analogien zwingende

Schlüsse auf den Verlauf des Gesellschaftslebens zu ziehen. Uebrigens lasse sich die Mechanik noch leichter auf das Seelenleben und daher auch auf das Gesellschaftliche anwenden als die Biologie (Bernstein hätte bei dieser Gelegenheit Herbart's Psychologie zur Erläuterung herbeiziehen sollen). An anderen Stellen erinnert er daran, daß die neuere Naturphilosophie die Materie aller Stofflichkeit entkleidet, sie zu einem hypothetischen Gedanken Ding herabgesetzt und so Dem, was man gewöhnlich unter Materialismus versteht, den Boden entzogen habe; der neueste wissenschaftliche Materialismus sei nicht weniger spiritualistisch als der sogenannte Idealismus. In einem sehr hübschen Aufsatz über die sozialpolitische Bedeutung von Raum und Zahl wendet er den jedem Historiker geläufigen Satz, daß die Möglichkeit der Selbstregierung in dem Maße schwindet, wie der Staat an Größe und Volkszahl zunimmt, auf die Volkswirtschaft an und zeigt, wie unsinnig die Vorstellung sei, daß der Staat oder gar die Arbeiterschaft jemals im Stande sein werde, auch nur 60 000 Betriebe gut und erfolgreich zu leiten, geschweige denn die Millionen, die wir zur Zeit im Deutschen Reich noch haben.

Nach diesen Präliminarien hat er 1899 das Buch herausgegeben: „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie.“ Darin bekämpft er nun die Anwendung des naturwissenschaftlichen Materialismus und der Dialektik Hegels auf das Wirtschaftliche im Zusammenhang. Er giebt dabei Marx nicht gänzlich preis, sondern will ihn nur zeitgemäß korrigiren. Hegels Umschlagtheorie sei ja richtig, aber ihre Anwendung aufs Gesellschaftliche nicht so einfach, wie sie sich Marx gedacht habe. In der modernen Gesellschaft gebe es sehr viele Gegensätze, von denen der zwischen Proletariat und Bourgeoisie nur einer sei; auch dieser Gegensatz bestehe nicht aus zwei reinlich geschiedenen Gliedern, sondern die beiden Extreme seien durch zahlreiche Uebergänge mit einander verbunden und weder das Proletariat — wenn man darunter nicht das Lumpenproletariat, sondern alle um Lohn Arbeitenden verstehe — noch die Bourgeoisie sei eine einheitliche Schicht, sondern jede durch vielerlei Unterschiede gegliedert und sogar durch Interessengegensätze gespalten. Daher sei jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß je einmal die Summe aller gesellschaftlichen Veränderungen auf den Umschlag der Bourgeoisieherrschaft in die Proletariatherrschaft reduziert werden könne. Auch weicht, wie Bernstein durch reichliche statistische Angaben nachweist, gerade in England, von dem als dem typischen Lande Marx seine Katastrophentheorie abstrahirt hat, die Wahrscheinlichkeit einer solchen Katastrophe immer weiter zurück, da die Zahl Derer, die an der Erhaltung des Privateigenthums interessiert sind, stetig zunimmt. Im Jahre 1851 zählte England 300 000 Familien in der mittleren Steuerklasse (150 bis 1000 Pfund), im Jahre 1881 aber 990 000. Während in diesen dreißig Jahren die Bevölkerung um 30 Prozent

gewachsen war, hatte die der mittleren Einkommen einen Zuwachs von $233\frac{1}{3}$ Prozent erfahren. So tritt auch in England wieder an die Stelle des unüberbrückbaren Gegensatzes von Steinreich und Bettelarm jene Stufenleiter der Vermögen und Einkommen, die in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und den kleineren europäischen Kulturstaaten niemals zerbrochen worden war und die sich seit Jahrzehnten durch die Zunahme der Besitzenden, also günstig verändert; die Kulturwelt wird immer reicher und der Reichtum verbreitet sich in immer tiefere Schichten.

Fehlt demnach die negative Voraussetzung für den großen Umschlag, die Bereubung der Massen, so steht es nicht minder schlecht um die beiden positiven Bedingungen: die Konzentration der Betriebe und die Revolution, die dem Proletariat zur Herrschaft verhelfen soll. Von dieser Revolution wollen ja auch unsere deutschen Sozialistenführer schon längst nichts mehr wissen. Aber, klagen die Unentwegten, der Mann raubt uns eins unserer theuersten Güter: das Recht auf die Revolution; das müssen wir doch wenigstens „hoch halten“. Ihnen antwortet Bernstein: Wie könnte es mir einfallen, ein Grundrecht des Menschen zu leugnen? Nur — leider — bedeutet dieses Recht in unseren modernen Militärstaaten ungefähr so viel wie das Recht auf Fliegen. Kein göttliches Gesetz verbietet das Fliegen; also, wenn Ihr könnt, fliegt nur immer lustig darauf los! Er hätte hinzufügen können: Wenn Ihr das Recht auf Revolution wieder wirksam machen wollt, so müßt Ihr aus der Zeit des Dampfwagens, des elektrischen Telegraphen, der Feuerwaffen und des Dynamits zurückkehren in die Zeiten des Alten Testaments, wo jedes unternehmungslustige Prophetlein seine Ehre darein setzte, im Namen Gottes ein paar Königlein zu stürzen, oder ins Mittelalter, wo Italien, wie ein Historiker nachrechnet, gegen 7000 Revolutionen durchgemacht hat; die große französische Revolution hat nicht, wie einsältige Reaktionäre glauben, die Ära der Revolutionen eröffnet, sondern sie geschlossen; was dann noch gekommen ist, war, außer der Befreiung der Südamerikaner von dem Joch ausländischer Monarchen und der Vertreibung der kleinen italienischen Potentaten, nur theils Vollenbung, theils Karikatur der französischen Revolution. Daß aber die allerdings in einzelnen Produktionszweigen fortschreitende Konzentration durch die Entstehung neuer Mittel- und Kleinbetriebe in anderen und namentlich in ganz neuen Produktionszweigen aufgewogen wird, weist Bernstein ausführlich nach. Ferner zeigt er, daß die Besitzlosen nirgends, namentlich nicht in den wirtschaftlich fortgeschrittenen Staaten, die Mehrheit und bei dem beschriebenen Prozeß der Reichthumsvermehrung auch keine Aussicht haben, sie zu erlangen, und daß, wenn sie sie erlangten und dazu durch ein Wunder die politische Macht, Das ihnen nicht nur nichts nützen, sondern das größte Unglück für sie sein würde, weil sie dann ihre Unfähigkeit, die

Produktion zu organisieren und zu leiten, vor Aller Augen bloßstellen würden. Das Schicksal der meisten Produktionsgenossenschaften beweist schon die Unfähigkeit der Arbeiter, auch nur mäßige Unternehmungen im Gange zu erhalten, und die englischen Konsumvereine, die im Kapitalreichtum ersticken, sind klug genug, ihr Geld nicht mit produktionsgenossenschaftlichen Experimenten zu riskieren, obwohl es doch die höchste Zeit für die Arbeiter wäre, sich auf die große Aufgabe, die ihrer angeblich harret, durch Versuche im Kleinen vorzubereiten. Demnach sollen die deutschen Sozialdemokraten aufhören, in einer Richtung vorwärts zu streben, die durch Unmöglichkeiten versperrt ist; sie sollen, wie das sinnlose Revolutionengeschwätz, so auch die unwahre Redensart von der einen reaktionären Masse aufgeben, sich nach englischem Muster mit allen den Arbeitern wohlwollenden Parteien und Gruppen verbünden und mit ihnen Hebung des Arbeiterstandes, Sozialisirung der Gesellschaft und in der Politik die Demokratie anstreben, Demokratie nicht im doktrinären Sinn als Selbstregierung des Volkes oder gar Herrschaft der Arbeiter verstanden — Beides ist im Großstaat unmöglich —, sondern als ein Zustand, wo die Privilegien möglichst beseitigt sind und die Arbeiterschaft einen ihrer Zahl und Wichtigkeit entsprechenden Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung übt. Die Diktatur des Proletariats könne nur noch als Ideal rachsüchtiger Herzen gehegt werden in Ländern, wo eine unverständige Regierung die Arbeiter unterdrückt, wie in Rußland und im Königreich Sachsen. Was die Vergesellschaftung der Produktionsmittel anlangt, so scheine die Entwicklung ja diesem Ziel zuzustreben, indem sie die willkürliche Benutzung des Privateigenthums durch Gesetze immer mehr einschränke, die kommunalen und Staatsunternehmungen vermehre und allerlei Formen gemeinsamen und genossenschaftlichen Besizes schaffe; aber vorläufig müsse man sich mit der schon erreichten Mischung genossenschaftlicher, öffentlicher und privater Betriebe begnügen.

Die Leser erinnern sich, in den Zeitungen gelesen zu haben, welchen Sturm Bernsteins Aufsätze und sein Buch bei den Doktrinären seiner Partei erregt haben. Es lohnt nicht, die Verlegenheitsphrasen zu wiederholen, mit denen man in der Presse und auf den Parteitag um die unumstößlichen Thatsachen herumzukommen suchte, die zwar Jeder sehen muß und mit Händen greifen kann, die aber bis dahin in sozialdemokratischen Kreisen noch Niemand offen einzugestehen gewagt hatte.

Au den Parteitag, der im Oktober 1898 in Stuttgart abgehalten wurde, richtete Bernstein ein Schreiben, worin er sagt: „Die Zahl der Besizenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden.“ Das entlodte Kautsky den klassischen Ausruf: „Wenn Das richtig wäre, dann wäre der Zeitpunkt unseres Sieges nicht nur sehr weit hinausgeschoben, dann kämen wir überhaupt nicht ans Ziel. Wenn die Kapitalisten zunehmen und nicht die Besiz-

lofen, dann entfernen wir uns immer mehr vom Ziel, dann festigt sich nicht der Sozialismus, sondern der Kapitalismus.* Ja, es ist nun einmal richtig: dieses Unglück kann Niemand von dem guten Kautsky abwenden; sein Ziel ist eben eine ganz unnütze Utopie; und noch dazu sind Sozialismus und Kapitalismus gar keine Gegensätze, denn Sozialismus bedeutet doch wohl nicht Kommunismus. Bernstein hat sich mit dem verbohrtten Kautsky in einer längeren Polemik herumgeschlagen und hat diese zusammen mit einer Reihe von älteren Aufsätzen, die seine Entwicklung seit 1890 darlegen, in Buchform herausgegeben unter dem Titel: „Zur Geschichte und Theorie des Sozialismus“*). Kautsky wird sich nicht bekehren; aber bei den Verständigen der Partei, deren Zahl nach Bernsteins Erfahrungen nicht gering ist (sie scheinen sich, Kautskys „Neue Zeit“ verlassend, um die „Sozialistischen Monatshefte“ zu sammeln) werden seine Belehrungen den Durchbruch der Vernunft befördern: Es kann nicht fehlen, daß die Nabelschnur, die ihn noch mit dem Marxismus verbindet, vollends zerrißt und daß der selbe Emanzipationprozeß bei der ganzen deutschen Sozialdemokratie vor sich geht; besonders, wenn Bernstein nach Deutschland kommt, was ihm unsere Justiz jetzt gehattet; wie freut man sich, wenn man von dieser wunderlichen Göttin einmal etwas Gutes und Verständiges melden kann! Der marxistische Sozialismus hat seine Aufgabe, bei uns in Deutschland wenigstens, erfüllt; er hat die Arbeiter organisiert, hat den Staat zu Reformen gezwungen, hat dem gebildeten Bürgerthum die Augen geöffnet und in ihm eine Bewegung hervorgerufen, die der Arbeiterbewegung parallel geht; dieses Bürgerthum ist auch hochherzig genug, sich in seinen arbeiterfreundlichen Bestrebungen durch den Hohn, mit dem es täglich vom „Vorwärts“ überschüttet wird, nicht beirren zu lassen. Man wird nur allmählich einsehen, daß, um mit Bernstein zu reden, das Ziel nichts, die Bewegung Alles ist, daß Niemand wissen kann, wie nach hundert Jahren die Gesellschaft aussehen wird, und daß sich der Vernünftige darauf beschränkt, die heutigen Uebelstände durch Reformen zu beseitigen, wobei er ja immerhin ein Gesellschaftsideal als Leitstern im Auge behalten mag. Man wird einsehen, daß der Sozialismus nur ein neues Wort für zwei uralte und stets wirksame Dinge ist: die vernünftige Staatsverfassung und die Nächstenliebe, die dadurch, daß man sie heute Altruismus nennt, weder schöner noch wirksamer wird. Man wird einsehen, daß diese beiden Grundkräfte: die politische und die sittliche, zu allen Zeiten die selben bleiben und daß nur die Aufgaben wechseln, an deren Lösung sie sich zu bethätigen haben. An der Organisation, Hebung und Eingliederung der

*) Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim, Berlin und Bern.

Lohnarbeiterschaft wird ja nun bei uns im Reichstag und in Vereinen rüstig gearbeitet; und das nächste Ziel, ihre gewerkschaftliche Organisation ohne Rücksicht auf Parteistellung und Konfession, wird, wie es scheint, bald erreicht werden. Mag nun die besondere Arbeiterpartei in die anbrechende neue Periode mit hinüber genommen werden oder mag die Milderung der Feindschaft zwischen Unternehmern und Arbeitern zur englischen Praxis führen, daß die Arbeiter auf eigene Vertreter verzichten, — jedenfalls muß man wünschen, daß ein Vorzug der heutigen Arbeiterpartei in den neuen Zustand hinübergerettet werde: die rücksichtslose Kritik des Bestehenden, die der molluskenhaft und byzantinisch gewordene Liberalismus nicht mehr wagt.

Während so die Lösung des Arbeiterproblems in die richtige Bahn geleitet ist, drängt sich uns eine viel wichtigere Frage auf, die das ganze Volk angeht. Möglich geworden ist die zum Theil gelungene Hebung der englischen und der deutschen Arbeiter durch den zunehmenden Reichthum. Dieser wird allerdings zunächst der Produktivität der Arbeit verdankt, aber den Engländern, die drei Viertel ihres Brotkorns im Auslande kaufen müssen, wären durch die gesteigerte Produktivität der Arbeit allein ihre sozialen Leistungen nicht möglich gewesen, wenn sie nicht andere Nationen ausgebeutet hätten: Kulturnationen durch den Handel, barbarische durch Plünderung, Ausfugung und Versklavung. Es fragt sich nun, ob für uns, wenn auch wir demnächst unser Brotkorn im Auslande kaufen müssen, solche Ausbeutungobjekte übrig sein werden und ob auch nur die Engländer die erklommene wirtschaftliche Höhe behaupten können, wenn ihnen ihr Ausbeutungsgebiet von zwei oder drei gleich starken Konkurrenten streitig gemacht wird. Die Ueberlegung, daß, wenn der ganze Braten kleiner wird, auch die einzelnen Portionen kleiner werden, dürfte die Gesandung der Arbeiterpartei beschleunigen; sie wird auf Revolutionphrasen und auf die thörichte Beschimpfung patriotischer Empfindungen verzichten und an der Förderung des Gesamtwohls mitarbeiten. Welchen Schmerz wird Das den Scharfmachern bereiten, die dann ihre übermäßigen Dividenden, Profite und Renten nicht mehr mit dem Kampf für Monarchie, Religion, Ordnung und Sitte beden, mit dem rothen Gespenst nicht mehr Geschäfte machen können!

Reisse.

Karl Zentsch.



Pariser Eindrücke.

Wenn ich Ruhe genug hätte, würde ich, in meinen Erinnerungen an die Weltausstellung, gern bei der Thätigkeit Derer verweilen, die berufen sind, ein solches Unternehmen zu veranstalten, und die es dahin bringen, daß vom Grundgedanken bald keine Spur mehr sichtbar ist. Das Ziel wird geändert und Jeder verfolgt schließlich eigene Absichten, ganz verschiedene, meist kleinliche oder eigennützige. In den Dienst der Sache selbst haben sich, glaube ich, sehr Wenige der dazu Ausgewählten gestellt. Doch ist jetzt zu spät für diese Prüfung. Wir haben zu Beginn der Ausstellung nicht genug aufgepaßt und können uns nur noch vornehmen, beim nächsten Mal besser auf dem Posten zu sein. Gern würde ich auch länger, als ich es in meinem ersten Auffog*) that, mich mit dem Widerstande der Architekten gegen Eisenbauten beschäftigen. Aber die Niederschrift dieser Gedanken eilt nicht, andere sind dringender, denn der frische Eindruck liefert zugleich die Worte, in die er sich kleiden läßt. Wenn ich aber zögere, gehen mir diese vom Augenblick eingegebenen Worte verloren; und ohne sie halte ich jede kritische Schrift für recht werthlos.

Man hatte uns feierlich eine Weltausstellung von Erzeugnissen der Gewerbe, der Wissenschaft und Kunst versprochen und wir waren so harmlos, uns fördern zu lassen. In unserer Einfachheit hatten wir gern von Gebäuden geträumt, die hoch, geräumig und hell genug waren, um in einem Lichtmeer ein Bild von der Arbeit der ganzen Welt, eine Zusammenfassung des gesammten menschlichen Wissens zu bieten. Im Geiste sahen wir schon eine Reihe von unter einander verbundenen Hallen, die in Schwedenlinien erbaut waren, so daß Alle, die sich ihnen anvertrauten, auch wirklich zu Allem geleitet worden wären, — wenn sie sich ihrer Führung nicht absichtlich entzogen. Eine solche Anordnung, die planmäßig durch das gesammte Gebiet menschlichen Wissens, menschlicher Arbeit geführt hätte, ist denkbar. Der Besuch der Ausstellung hätte trotzdem keine übermäßige Anstrengung zugemuthet, wenn man die Größe der Hallen richtig bemessen und zwischen je zwei Hallen Räume eingeschoben hätte, wo, etwa bei Musik oder Tanz, Rast gemacht werden konnte, ferner Säle mit — wenigen, sehr wenigen — Gemälden, Bildwerken und anderen Dingen, die den Besucher zu anmuthiger Erholung geladen hätten. Bei angemessener und einfacher Bauart wären solche Hallen gewiß schön gewesen, schön deshalb schon, weil sie volle Befriedigung Dessen gewährten, was wir mit Recht von ihnen erwarteten. Daß Wandelbahnen und Rolltreppen in den Hallen nicht fehlen durften, daß alle irgendwie zu

*) S. „Zukunft“ vom 6. Oktober 1900.

vermeidenden Anstrengungen uns erspart werden mußten: jeder Veranstalter eines solchen Unternehmens, selbst der gedankenloseste, hätte es in einer anderen Zeit gewußt. Leider ist aber gesunder Menschenverstand heute eine sehr seltene Waare geworden. So verschwand der Grundgedanke — nämlich: eine allgemeine Weltausstellung zu schaffen — sehr bald. Die ursprünglichen Pläne fielen und machten allerlei Sonderbestrebungen Einzelner Platz, die Jeder natürlich für die allein wichtigen hielt. Wie naiv waren wir gewesen! Die von unserer Sehnsucht nach Vernunft und Schönheit erträumten Gebäude verschwanden, als wir näher kamen. Statt eines neuartigen Organismus sahen wir eine Reihe unter einander beziehungsloser Paläste, die morgen eben so gut — oder auch eben so schlecht — jedem anderen Zweck dienen könnten als dem, den hier erfüllt zu sehen, wir erwartet hatten.

Die Verherrlichung des Volkes durch das Volk giebt zu denken; und die Wahl der Mittel, die jedes anwandte, um das ersehnte Ziel zu erreichen, lehrt uns eine besondere Philosophie.

Nur ein ganz kleines Volk kann die rührende Einfachheit besitzen, zu glauben, wie Finland, Belgien, Ungarn, Schweden und Norwegen thaten, es könne in seinem Ausstellungshaus ein genaues Bild von seinem Wesen und seinem Gewerbe geben. Die Großmächte sind in diesem Irrthum nicht verfallen. Die Ex-Großmacht Spanien stellte prunkend die wundervollsten Gobelins zur Schau, die es in der Welt giebt, zeigte Visier-Helme und Sturmhauben, die fast eben so vornehm und schön wie die Gobelins waren und deren Ausführung als tadellos bezeichnet werden muß. Und dennoch gebührt Spanien von dem Ruhm der Ausstellung solcher Wunderwerke nur sehr wenig. Denn die Gobelins wurden einst aus Flandern geraubt und sind flämischen Ursprungs; die Helme und Sturmhauben aber stammen von dem deutschen Meister Kolmann aus Augsburg und dem Mailänder Rogroli.

Weshalb mag Deutschland sich in französischem Gewande gezeigt haben? Soll man glauben, das Uebel wirke noch fort, das ihm in früheren Jahrhunderten eingepflanzet wurde? Noch heute liegt die Vorliebe für Rokoko und Barock dem Deutschen im Blute. Dagegen ist natürlich nichts zu sagen, daß man sich die schönsten Gemälde von Watteau, die köstlichsten Bilder von Chardin, Sachen von Pater in einem Stil und von einer Wirkung, wie er sie selten erreichte, Werke allerersten Ranges von Lancret zu erhalten gewußt hat. Man muß vielmehr die Weisheit dieser Wahl bewundern. Der Fehler liegt nicht darin, daß man diese Gemälde und deren Schöpfer zu hoch geschätzt hat, sondern darin, daß man auf der Ausstellung ein der deutschen Seele, dem deutschen Geist, der ganzen Erscheinung der Deutschen fremdes Kleid anlegte. Diese Thatsache ist schon an und für sich wichtig. Ihre

volle Bedeutung erhält sie aber erst, wenn man bedenkt, daß man heute in der ganzen Welt davon abgekomen ist, sich dem französischen Geschmack blind zu unterwerfen. Das war vielleicht das Hauptergebniß der pariser Ausstellung, daß sie deutlich gezeigt hat: man schreitet jetzt nach einer anderen Richtung vorwärts. Und nicht nur die anderen Länder haben sich von dem französischen oder — genauer — dem pariser Geschmack freigemacht. Frankreich selbst und Paris haben sich gleichsam belgüßt! Französische Zeitungsschreiber weiterten laut dagegen, schon the ich sie darauf aufmerksam machen konnte.

Wir sehen heute eine völlige Erneuerung des Kunstgewerbes bei allen Völkern in glänzender Weise vollzogen. Deutschland, Oesterreich, Belgien, Holland haben eine Jahrhunderte alte Nachahmung französischer Dekoration und Ornamentik aufgegeben. England und Amerika hatten sich zuerst freigemacht. Sie haben den Anstoß gegeben und mit frischer Kraft ist man jetzt überall an der Arbeit. Um nun zu zeigen, unter welchen Einflüssen die neue Richtung sich herausgebildet hat, müßte ich die Wiebergeburt des Kunstgewerbes unserer Zeit in ihrer geschichtlichen Entwicklung nochmals darstellen. Ich denke um so weniger daran, es zu thun, als ich jetzt gerade ein Buch für den Druck fertig mache, das die Bedeutung der verschiedenen Faktoren für diese Wiebergeburt darlegen soll. Ich brauche heute nur an das Ringen des englischen Geschmacks mit dem französischen zu erinnern, das gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann, nur an den schließlichen Sieg der englischen Geschmacksrichtung um 1890; ferner daran, daß seitdem auf diesem Gebiete in der ganzen Welt Neuschöpfungen austauchten, deren klarer Zweck war, alle schöpferischen, aber zerstreuten Kräfte zu vereinen, mochten sie sich bisher in beleidigendster Weise verirrt oder auf slavische Nachahmung verlegt haben. Wer diese Bewegung leiten wollte, brauchte zunächst nur zu zeigen, daß sich im menschlichen Hirn gesunder Sinn und Verstand verfinstert hatten, und zu betonen, daß sie allein eine neue Richtung bestimmen dürfen. Die Folgen dieses Unternehmens waren im Augenblick natürlich nicht vorauszusehen. Um nun die Bedeutung dieser Folgen festzustellen, war ich — wie versprochen — nach Paris gegangen. Ist, da das Schicksal meiner Versuche mir dort in seinem ganzen Umfange klar geworden ist, empfinde ich einiges Widerstreben, mich zu äußern. Ich will nur sagen, daß die ganze Befriedigung, die ich etwa hätte empfinden können, aufgewogen wurde durch die betrübende Wahrnehmung, daß man meine Absichten so falsch verstanden, so oberflächlich erfaßt hat. Man will mit Gewalt nachahmen und hat doch kein Verständniß für den inneren Sinn des Nachzuahmenden. Mein Werk, das Werk Derer, die seinen Sinn und seine Bedeutung erfaßt haben, sind in Gefahr, in diesem fürchtbaren Sumpf falscher und abgebrauchter Elemente unterzugehen, und schauernd sehe ich, daß ihm die selbe Gunst zu

Theil wird wie den schlechten Kopien. Schier übermenschliche Anstrengungen wird es noch kosten, um diese Gunst und Voreingenommenheit zu differenziren. Doch Das ist meine Sache; und diese kurze Bemerkung mag genügen.

Die Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens haben die Kunst internationalisirt; und man wird auch anerkennen müssen, daß die Grundformen der abstrakten Linear-Ornamentik universell sind. Sie hätte keinen Anspruch auf diese Universalität, wenn sie nicht zugleich abstrakt und expressiv wäre, wie es etwa die Musik ist. Hätte sich dagegen die Wiedergeburt der Ornamentik in allen Ländern so wie in England vollzogen, nämlich in der Form einer Synthese von Blumen, Pflanzen und Thieren, so hätte sie ein minder allgemeines Gepräge angenommen und könnte sich nicht über die Grenzen der Länder hinaus verbreitern, in denen man die selben Blumen, die selben Pflanzen, die selben Thiere findet.

Die nordischen Länder sind ein schlagender Beweis für diese Beschränkung. Sie tauschen heute unter einander eine Ornamentik aus, die auf der Wirklichkeit fußt. Das macht sie uns so fremd, läßt sie uns so fern erscheinen wie das Nordkap und Lapland. Diese naturalistische Ornamentik, die ihre Grundformen der Thier- und Pflanzenwelt jener Länder entnimmt, hat ein eben so eigenartiges Gepräge wie die Sprache. Auch die Sprache zieht Denen, die sie nicht verstehen, eine Grenze, vereinsamt selbst unter Menschen Den, der den Sinn um ihn her gesprochener Worte nicht zu erfassen vermag.

Früher sorgten die Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens dafür, daß eine Stilgattung sich in dem Lande entfaltete, wo sie entstanden war. Nichts Fremdes beeinflusste ihre Entwicklung. So haben wir denn im Abendland bis jetzt noch einander einen rein französischen, flämischen und englischen, im Morgenland einen chinesischen, einen japanischen und einen persischen Stil gehabt. Die Verhältnisse des wirthschaftlichen und des Geisteslebens haben sich inzwischen geändert; wir sind jetzt mit der ganzen Menschheit in Berührung gekommen und der Stil, der sich nun herausbildet, trägt die Spur dieser Universalität. Denn tausend Hände und tausend Köpfe, Menschen verschiedener Nationalitäten formen ihn zu gleicher Zeit und legen ihr bestes Denken und Wollen in ihn hinein.

Daß mir diese Thatsache vor vielen anderen Dingen aufgefallen ist, die ich in den Sälen der Ausstellung entdecken sollte, wird kein Staunen erregen; auch nicht, daß ich diese Bemerkung niederschreibe, bevor ich gesagt habe: Hätte nicht in den Maschinen, in den verschiedenen Geräthen für den Gewerbebetrieb und die Handarbeit eine seltsame Schönheit gelebt, dann wäre das Schöne in der Ausstellung kaum zu finden gewesen. Nun war es doch vertreten, unter den Erzeugnissen der Industrie und des Kunstgewerbes. Leider

ist nur die Liste der Dinge, an denen ein erfolgreiches Bestreben, Schönes zu schaffen, zu Tage trat, recht klein.

Die Schlipse von Patterson, die Savril glasses von Tiffany wurden schon früher genannt. Ich führe nun noch die empire silks und die Klöppelspigen aus Minnesota, ferner die volksthümlichen russischen Gewebe aus den Fabriken von Sokolowß und Baronow an. Dann erinnere ich an die Achtung gebietende Lehre, die Japan der ganzen Welt für das Arrangement einer Ausstellung gab, an die schöne Uebereinstimmung zwischen seinen lachsfarbig gehaltenen Schau-Fenstern und Kästen mit den moosgrünen Teppichen, und erwähne noch die schon lange berühmten japanischen Bronze-Statuetten und die hochentwickelte Kunst der japanischen Eisenbearbeitung. Dann verzeichne ich eine Kennern längst bekannte Thatsache, nämlich die abermals bewiesene Ueberlegenheit der französischen Kunsttöpfer. Alle waren da; das Streben war in charakteristischer Weise verschieden. Die französischen Kunsttöpfer ziehen sich enge Grenzen und legen sich auf besondere Zweige. So erreichen sie noch sicherer ihr Ziel. Dem Einen gelingt ein ungewöhnlich fattes Roth (Chaplet), der Andere (Dispayrat*) schafft kühne Formen und volle Farbentöne. Einen Dritten (Vigot) reizt das Verfährerische, aber Krankhafte übertriebener Feinheiten, einen Vierten (de la Herche**) das Würdevolle und Feierliche. Die Eigenart von Jeunenens Vasen schon jetzt zu bestimmen, dürfte schwierig sein, da er sein Bestreben eigentlich nur andeutet. Neben den Kunsttöpfern verdienten manche gewöhnlichen Töpfereien unsere Aufmerksamkeit, so die von St.-Amand-en-Puisaye (N.èvre) und die Fabrik von Bossot in Ciry.

Von dem auf den oberen Galerien Ausgestellten möchte ich die Gussglasfächer***) von H. Croß erwähnen, dessen Flachrelief L'Histoire du feu ein wirklich bedeutendes Werk und dessen Vase La Pastorale in ihrer herben Reinheit und kühnen Ausführung zweifellos ein Meisterwerk ist.

Soll ich nun einige Sachen aus der Ausstellung von Baum und Gallé nennen? Aber da haben wir noch einen neu hinzugekommenen Künstler, den Kunsttöpfer A. Hoeder aus Amstelhoef, der aus der altholländischen volksthümlichen Kunst eben so schöpft, wie es der Wallone A. W. Finck einst in seiner engeren Heimath that, wo er die Töpferei begann, die er heute in Finland so würdig weiterbetreibt.

Ich gehe weiter. Da fallen mir die holländischen Battiken auf; ein

*) Er hat Ockertöne erzielt, die man bisher noch nicht kannte.

**) de la Herche hat nichts besonders Eigenartiges, wie er sich überhaupt seit einiger Zeit öfters wiederholt.

***) Edorer Fabrikat.

auf nieder-

Ausstellung
in Erstaunen
eilung grenzt
onteen“, den
wenzähnen“,
baum“ einen
g ist.

er Arbeit der
armonie der
ns, daß mir
ei denn, daß
ng noch viel
ge zu nennen,
er möchte ich
Stahlgeräte
von Alsta

kommt mir
hätlich ist.
e kann mich
des Schönen
näh und dem
ß ein Krieg
Vortspielerei.
iter noch bei
den selben
den Gefeszen
ße Maschine
hisches Bau-
anderen.

haben mich
noch täglich
Schaufelst
alt einer in
geht sich von
er Ornament
nd dann die
d Adel der

alt-javanesisches Verfahren, das von Johan Thorn Prikker einfländischen Boden verpflanzt wurde.

Eine besondere Beachtung verdienen in der norwegischen die Gobelin's von Märthe, der uns früher durch seine Märchen setzte. Heute stellt er den Forskapte Kongson aus. Seine Arbeit an die Teppiche Frieda Hansens. Seit sie sich von den „Sals“, „Klugen und thörichten Jungfrauen“ abwandte, hat sie in „Lil“, „Noerzweibeln“, „Jungen Linnentrieben“ und „Wildem Buchs“, Grad von Schönheit erreicht, der dauernder Anerkennung würdig ist.

Bald darauf fesseln mich die Portieren in durchbrochener Rorste Villed-Beveri in Christiania durch die ganz aparte Farbentöne mehr noch als durch die Art des Herstellungsverfahrens ansehbar erscheint. Und ferner? . . . Ja: Das ist Alles; es ist mir nicht über die Schmuckstücken von Lalique und des Pavillon Bismarck zu sagen hätte. Aber ich habe mir vorgenommen, nur solche Dinge zu zeigen, die ich rückhaltlos bewundern kann. Ueber die Schmuckstücken abgesehen, mir das Urtheil noch vorbehalten. Dagegen muß ich schwebische und polirte Schienen- und T-Eisenschritte aus den Werken von Bismarck lobend erwähnen.

Während ich so von Abtheilung zu Abtheilung wandere, plötzliche Gedanken, daß Alles, was zum Kriegswesen gehört, meinem Herzen thut eine solche Auffassung allerdings wohl, sie aber nicht befriedigen, da sie meiner Anschauung vom Wesen des Krieges widerspricht, wonach Alles schön ist, was völlig der Vernunft gemäÙ und zweck entsprechend gebaut ist. Ich will nun nicht leugnen, daß der Krieg vernünftig und wohl auch nützlich sein kann. Das wäre aber nicht die Richtung meiner Auffassung vom Schönen konnte ich später bei der Vergleichung zweier Riesenmaschinen prüfen. Beide hatten denselben Zweck: elektrischen Strom zu erzeugen, und beide waren nach dem höchsten Maß der Nützlichkeit-Aesthetik gebaut. Während aber die eine — die große von Siemens & Halske — eben so vollendet schön war wie ein griechisches Bauwerk, vermigte man Schönheit und Großartigkeit völlig an der

Die eine Maschine und ein Bild im japanischen Pavillon geradezu bezaubert. Der Eindruck ihrer Schönheit verfolgt mich und wird mir wohl immer gegenwärtig bleiben. Ich sehe den Eindruck in der japanischen Abtheilung vor mir. Die geschmeidige, gewandiger und gemessener Haltung tanzenden Bronze-Gottheit leuchtet einem russisch-schwarzen Lack-Hintergrund ab, in dem ein Perlmutt-leuchtet, feierlich und keusch, wie der aufgehende Mond. Ueber die Maschine von Siemens & Halske! Epische Großartigkeit und

Formen verbinden sich in ihr mit der Erhabenheit und Ruhe einer Landschaft. Mehrere tausend Umdrehungen macht das riesige Schwungrad in der Minute. Das geschieht aber so lautlos und das Metall, aus dem die Maschine gemacht ist, hat einen so eigenthümlichen Glanz, daß man fast glauben möchte, die Nacht breche herein. Eine Nacht ohne Schrecken. Nur das ruhige Feuer einzelner polirten Stahltheile und des reizvollen Monogrammes S. H. leuchtet. Reizvoll ist es in seiner Raffinität wie das Zeichen Whistlers auf dessen Gemälden. Andächtig habe ich vor der Maschine gestanden und in ihr inbrünstig die vollkommenste Verkörperung moderner Schönheit bewundert. Kein Zweifel: man muß den Begriff dieser Schönheit — ich meine das Schöne an kunstgewerblichen Gegenständen — heute eher weiter als enger fassen. Außer den Grundbedingungen des Schönen, die unveränderlich sind, da die Vernunft sie uns liefert, muß man andere berücksichtigen, die sich aus dem modernen Empfinden ergeben und die in der Schönheit der Maßverhältnisse eines Dinges und seiner Linienführung begründet sind.

Es ist nun gar nicht zu leugnen, daß das Urtheil des modernen Menschen von seinem Empfinden eben so sehr abhängt wie das des Menschen irgend einer anderen Zeit. Da das allgemeine Empfinden aber wechselt, wird der Begriff der Schönheit wohl auch veränderlich sein. Würde Vernunft allein das Schöne bestimmen, so bliebe dessen Wesen sich immer gleich.

Der Mathematiker, der sich mit der Ballistik als Sonderstudium befaßt, ist bei seinen Berechnungen gegen Alles unempfindlich, was nicht Zahl heißt. Aber der Techniker steht unter dem Einfluß der Bogen, der Krümm- und Kreislinien, die er auf seinen Aufrissen durch gerade Linien eingrenzt und aus denen er die Ornamente zu machen pflegt. Sie lehren uns den ganzen Abstand zwischen der Linienführung alter und neuer Zeit erkennen.

Eine Vision verfolgt mich noch manchmal, das in seiner übertriebenen Modernität in mir zur Vision gewordene eigenartige Bild eines großen Hebraäers: ein unendlicher Stelzvogel ragt aus dem Wust verschiedenartigster Dinge hervor, die ein bläulicher Schatten umgiebt. Die Füße des Vogels sieht man nicht mehr. Gleich einem apokalyptischen Thier richtet er sein Haupt in die Höhe; und die Strahlen der untergehenden Sonne, die durch die oberen Fenster dringen, beleuchten es. So erglänzt es in fahlem Orange auf dem Grunde der eisernen, glühend hellen Fensterrahmen. Das Räthselhafte dieser Schönheit ist groß, großartig und schön der Eindruck, wie er in meinem Gedächtniß unter dem Einfluß der seltsamen Stimmung haften geblieben ist.

Zimmer wieder fesselt das Räthsel meinen Sinn. Aber ich taste noch und kann zu keiner Lösung gelangen. Dies Unermüdgen erklärt sich eben

daraus, daß man, um das Wesen moderner Schönheit zu erfassen, Manches wissen muß und daß gerade die dazu nothwendigsten Kenntnisse uns bisher mit besonderer Hartnäckigkeit vorenthalten wurden.

Henry van de Velde.



Juristenstil.

Der Stil macht den Menschen; aber es ist ihm noch nicht gelungen, den Juristen zu machen. Noch kann fast jeder Jurist mit justinianischem Stolz von sich sagen: „Ich bin besser als mein Stil!“ Doch wenn nun mit der Zeit zwar der Jurist immer besser wird, sein Stil aber zugleich immer schlechter, so daß ihn schließlich überhaupt Keiner mehr versteht, — was dann?“

Mit solchen und ähnlichen Erwägungen plagte sich der alte Amtsgerichtsrath Schlichting, obwohl er es eigentlich gar nicht mehr nöthig hatte; denn er hatte sich bei der Einführung der neuen Gesetze, da er das kanonische Alter von fünf- undsechzig Jahren bereits überschritten hatte, mit fünfjährigem vollen Gehalt als „Wartegeld“ pensioniren lassen oder — wie man es prägnant auszudrücken pflegt — er hatte sich „in ein gehaltvolles Alter zurückgezogen.“ Aber der juristische Stil war nun einmal von je her sein Stückenpferd gewesen; er hatte, wie seine Kollegen wohlwollend sagten, den „stilistischen Vogel“. Stets hatte er sich in seinen Erkenntnissen einer einfachen und klaren Ausdrucksweise befleißigt, sie lasen sich nach authentischem Urtheil seiner Oberkollegen am Landgericht „wie eine Kinderfibel“, und wenn trotzdem die unterliegende Partei seine Gründe nicht immer verstehen wollte, so konnte ihn Das auch nicht weiter beirren. Er vertrat den eigenthümlichen Grundsatz, daß ein Erkenntniß auch erkannt — Das heißt: verstanden — sein wolle und daß es nicht genüge, wenn der Verfasser selbst seine Ausführungen verstanden — oder zu verstehen geglaubt — habe.

Bei dieser Denkweise mußte es ihn mit Kummer erfüllen, daß die Sprache der modernen Gesetzgeber seinem Ideal wenig entgegenkam. Schon über die Civilprozeß-Ordnung soll er insgeheim blutige Thränen vergossen und angefaßt des berücktesten Gesetzes „betreffend die Zwangsversteigerung in das unbewegliche Vermögen“ sich gar sämtliche Haare ausgerauft haben. Sein Entlassungsgesuch hatte er, frei nach Hebbels Meister Anton, mit den einfachen Worten begründet: „Ich verstehe die juristische Welt nicht mehr.“

Da fiel ihm nun eines Tages eine Justizministerial-Verordnung über die Verminderung des Schreibwerks in die Hände, die in dankenswerther Weise auch auf die Vereinfachung der Amtssprache hinarbeitete. Mit Wohlgefallen las er, daß die Schreibweise der Behörden „knapp und klar sein und sich der allgemein üblichen Sprache des Verkehrs anschließen solle“; dahinter aber — und

hier schrak er förmlich zusammen — stand der verwunderliche Satz: „Als Vorbild für die Sprachreinheit kann das Bürgerliche Gesetzbuch dienen.“

Er pustete seine Brille und las zum zweiten Mal, er wischte sich die Augen aus und las zum dritten Mal, — umsonst: der Satz stand genau so da; es galt, sich mit ihm abzufinden. Das Bürgerliche Gesetzbuch mochte ja gewiß seine großen Vorzüge haben, die sich mit der Zeit immer leuchtender herausstellen würden, aber seine sprachliche Vollkommenheit hatten bis jetzt selbst seine feurigsten Verehrer nicht zu behaupten gewagt; hier war ja gerade die Achillesferse, in die seine Gegner mit Vorliebe hineinstachen. Und diese Sprache wurde nun mit so schlichter Selbstverständlichkeit als Vorbild für die Anpassung des juristischen Deutsch an die „allgemein übliche Sprache des Verkehrs“ hingestellt. Wo begegnet man wohl in dieser Sprache einem „Eigenbesitzer“, einer „Vorleistung“, einer „Fährnissgemeinschaft“, einer „beschränkten persönlichen Dienstbarkeit“ oder gar einer „empfangsbedürftigen Willenserklärung“? Was denkt sich der gemeine Mann unter „Umständen, die er zu vertreten hat?“ (von der „gemeinen Frau“ gar nicht zu reden!) Wird man in der Verkehrssprache den selbstverständlichen Satz, daß jeder Stellvertreter eines Anderen bei Rechtsgeschäften sich als solchen zu erkennen geben muß, in die Worte kleiden:

„Tritt der Wille, in fremdem Namen zu handeln, nicht erkennbar hervor, so kommt der Mangel des Willens, im eigenen Namen zu handeln, nicht in Betracht“? (§ 164).

Oder wird sich Jemand, der aus Gefälligkeit eine fremde Hypothekenschuld übernehmen hat, aller seiner Rechte bewußt werden, wenn er liest:

„Ist der persönliche Schuldner berechtigt, von dem Eigentümer Erloß zu verlangen, falls er den Gläubiger befriedigt, so kann er, wenn der Gläubiger die Zwangsversteigerung des Grundstücks betreibt, ohne ihn unverzüglich zu benachrichtigen, die Befriedigung des Gläubigers wegen eines Ausfalls bei der Zwangsversteigerung insoweit verweigern, als er in Folge der Unterlassung der Benachrichtigung einen Schaden erleidet“? (§ 1166).

Bis er diese Periode richtig verstanden hat, ist ja das Grundstück längst versteigert und hoffentlich auch die Ausfallsforderung verjährt. Und diese Schreibweise wurde nun als leuchtendes Muster allen Richtern zur Nachahmung empfohlen! War Das wirklich ernsthaft gemeint? Man wird ja im Allgemeinen seinen Humor und versteckte Satire nicht gerade in Ministerial-Verfügungen suchen; aber hier schien in der That Etwas der Art zu Grunde zu liegen.

Bevor Schlichting über diese Frage mit sich ins Reine kommen konnte, wurde seine Aufmerksamkeit durch eine persönliche Angelegenheit abgelenkt. Er hatte nämlich in seiner letzten Schöffen Sitzung einen Angeklagten zur Strafe verurtheilt, der absolut nicht verurtheilt sein wollte — so Etwas kommt vor! — und der nun mit allen Mitteln gegen das Urtheil ankämpfte. Nicht zufrieden damit, die objektive Unrichtigkeit des Spruchs zu behaupten, hatte er in seiner Berufungsschrift die Persönlichkeit des Vorsitzenden angegriffen, wahrscheinlich in Umkehrung des aus der Sache *Verrina contra Fieslo* bekannten Rechtsfahes: „Wenn der Präsident fällt, muß auch das Urtheil nach!“ Er hatte sich zu der Behauptung verstiegen, daß Schlichting in der Sitzung eine einschläfernde Sprech-

weise „an den Tag gelegt“ habe, nicht gewußt habe, was er eigentlich fragen wollte, und überhaupt „als Mensch“ an Gedächtnißschwäche leide. Obwohl er an Liebenswürdigkeiten von Verurtheilten gewöhnt war, hatte Schlichting dieser Kritik seines Vorſizes weder „als Mensch“ noch als Richter Bescheid abgewinnen können und Strafantrag wegen Beleidigung gestellt. Die Strafkammer hatte auch verurtheilt, doch war Revision beim Reichsgericht eingelegt worden und das mit Spannung erwartete Urtheil des höchsten Gerichtshofes hielt Schlichting nun in Händen. Mit verhaltenem Athem las er:

„Das vorderrichterliche Urtheil läßt jede nähere Aufklärung und Begründung dafür vermissen, warum in dem Inhalt der Berufungsrechtfertigungsschrift des Beschwerdeführers, von der das Urtheil selbst sagt, daß durch dieselbe das Verhalten des Amtsgerichtsraths S. als Vorsitzenden des Schöffengerichts in einer bestimmten konkreten Sitzung dieses Gerichts einer für beleidigend erachteten Kritik unterworfen sei, insbesondere in den Behauptungen, daß Amtsgerichtsrath S. in jener Sitzung eine monotone Sprechweise an den Tag gelegt habe, gar nicht bei der Sache gewesen sei, nicht gewußt habe, was er eigentlich fragen wollte, und als Mensch an Gedächtnißschwäche leide, der Thatbestand einer nach Maßgabe des § 185 des Strafgesetzbuchs strafbaren Beleidigung erblickt, dagegen der Thatbestand des § 186, welcher den Wahrheitbeweis zuläßt und die Feststellung, wenn nicht der objektiven Unwahrheit, so doch der Richterweislichkeit der aufgestellten tatsächlichen Behauptungen erfordert, für ausgeschlossen erachtet wurde.“

Nein, so lange ließ sich der Athem doch nicht anhalten! Schlichting schloß die Thür tief, er schmauste förmlich; und Das war gut, denn nun ging es weiter:

„Sollte aber, wie es den Anschein gewinnt, aus einzelnen Redewendungen, welche sich auf das Verhalten des Amtsgerichtsraths S. in der schöffengerichtlichen Verhandlung vom ersten März 1899 bezogen, im Wege der Auslegung der Schluß gezogen werden, daß durch jene Redewendungen objektiv dem Amtsgerichtsrath S. der Vorwurf gemacht würde, er sei, abgesehen von dem am ersten März 1899 verhandelten Falle, überhaupt und im Allgemeinen ein zur Führung des Vorſizes ungeeigneter richterlicher Beamter, welcher Vorwurf die Anwendung des § 185 des Strafgesetzbuchs gerechtfertigt haben würde, so wäre doch näher darzulegen gewesen, ob der Angeklagte auch subjektiv diese sich keineswegs ohne Weiteres von selbst verstehende Auffassung theilte, die von ihm gebrauchten Worte seinerseits gleichfalls in diesem Sinne verstanden wissen wollte und unter dieser Voraussetzung des beleidigenden Charakters derselben sich bewußt war.“

Uff! Da stand wirklich und lebhaftig ein Punkt! „Noch ein solcher Satz und ich bin verloren!“ stöhnte Schlichting und legte entnuthigt das Erkenntniß weg, obwohl es noch lange nicht zu Ende war. Schade! Er hätte sonst noch erfahren, daß festzustellen sei:

„inwiefern der Vorwurf der einschläfernden Sprechweise und der Gedächtnißschwäche überhaupt für den dadurch Betroffenen nicht nur in

seiner Eigenschaft als Mensch, sondern auch als Beamter und Richter beleidigend ist und eine Beletzung seiner allgemein menschlichen und beruflichen Ehre enthält", —

eine Feststellung, auf deren Ausführung und Ergebnis er gewiß höchst gespannt gewesen wäre. Aber er konnte nun einmal nicht weiter; eine Gänsehaut nach der anderen hatte ihn überlaufen, während er sich durch die fürchterlichen Perioden hindurchwürgte, nicht wegen des Inhalts — dem verstand er einstweilen noch gar nicht —, nein, nur wegen der Form. Am Liebsten hätte er gleich wieder Strafantrag gestellt, diesmal wegen Beleidigung der Sprache Lessings und Goethes; nur wußte er nicht recht, ob er Das „als Mensch“ oder in irgend einer anderen Eigenschaft zu thun habe und ob „objektiv“ Etwas dabei herauskommen würde. Doch schließlich kommt man über Alles hinweg, selbst über die Dunkelheiten eines Reichsgerichts-Erkenntnisses, wenn man nur die nöthige Zeit und Geduld hat; und wer auf „Wartegeld“ sitzt, muß ja mit beiden Eigenschaften hinreichend versehen sein. So gelang es denn auch Schlichting, aus dem unformlichen Pudel jenes Judikates folgenden Kern herauszuschälen:

„Der Vorwurf gegen einen Richter, daß er in einer Sitzung einschläfernd gesprochen und zerstreut präsidirt habe, auch an Gedächtnisschwäche leide, ist an sich noch keine sogenannte Injurie im Sinne des § 185 St. G. B. (Schimpfrede), sondern nur eine „üble Nachrede“ (§ 186), die durch den Beweis der Wahrheit strafrei wird. Zur Injurie wird er erst, wenn er den Betroffenen überhaupt als ungerichtet zum richterlichen Vortritt hinstellt; diese Bedeutung seiner Worte und ihr beleidigender Charakter muß dann aber auch dem Schreiber bemerkt gewesen sein. Der Vorderrichter hat zu Unrecht ohne Prüfung dieser Voraussetzungen und ohne Erhebung des Wahrheitsbeweises verurtheilt; betreffs der einschläfernden Sprechweise und der Gedächtnisschwäche hätte er sogar erst prüfen müssen, ob sie überhaupt der menschlichen und richterlichen Ehre Eintrag thun.“

Das sah nun allerdings nicht günstig aus und versprach für die erste Instanz, in die der Prozeß zurückverwiesen war, eine schwierige Verhandlung. Erstens galt es, zu ermitteln, was sich der Angeklagte bei seinen Vorwürfen gegen Schlichting „subjektiv“ gedacht und namentlich nicht gedacht hatte, zweitens, ob er nicht mit Dem, was er „objektiv“ von sich gegeben hatte, vielleicht ganz im Rechte war, ob Schlichting nicht wirklich auf seine Zuhörer einschläfernd wirkte, ob er nicht wußte, was er fragen wollte, und nicht behielt, was man ihm antwortete; schließlich war zu prüfen, ob er mit allen diesen Eigenthümlichkeiten und mit der ihm „als Menschen“ anhaftenden Gedächtnisschwäche doch ein „zur Führung des Vorsitzes geeigneter richterlicher Beamter“ blieb oder ob der Angeklagte sich wenigstens dieser optimistischen Anschauung hingeeben hatte; zuletzt blieb dann noch zu erwägen, wie sich die „allgemein menschliche“ Ehre Schlichtings mit der Monotonie seiner Rede und der Schwäche seines Erinnerungsvermögens absand und wie sich der Angeklagte überhaupt in allen diesen verwickelten Beziehungen die Wirkung seiner Worte gedacht hatte. Schlichting war in der That neugierig darauf, wie es seine Kollegen anstellen würden, um alles Das herauszubringen; wenigstens würde man für seinen Gegner einen Gedanken-

leser und für ihn selbst einen Psychiater zuziehen müssen, wegen Beobachtung der einschläfernden Wirkung wohl auch noch einen Hypnotiseur; sonst würde das Urtheil sicher wieder — um es mit der beliebten Terminologie des Reichsgerichts auszudrücken — „abwegig und fehlsam“, vielleicht sogar direkt „normenwidrig“ ausfallen und deshalb „beanzeigt“ sein, es nochmals aufzuheben.

Daß die ganze Sache auf eine glatte Freisprechung hinauslaufen würde, lag schon jetzt am Tage. Und doch bekümmerte Das unseren Schlichting für den Augenblick nicht sonderlich. Mit der Gedächtnißschwäche mußte es am Ende wohl stimmen: denn jedesmal, wenn er in einem der reichsgerichtlichen Sätze bis über die Mitte gekommen war, hatte er den Anfang unfehlbar vergessen. Mochte das Hinderniß-Rennen, als das sich die erneute Verhandlung nothwendig darstellen mußte, enden, wie es wollte: nur mochte ihm nicht wieder ein solches Erkenntniß zweiter Instanz beschieden sein! Ob er bei fortschreitendem Alter dann noch im Stande sein würde, die Sprache des Reichsgerichts zu entwirren, war doch recht zweifelhaft; jedenfalls aber würde es eine qualvolle Arbeit werden. Wie mochte wohl sein Gegner beim Lesen des Erkenntnisses ausgesehen haben? Schlichting lachte unwillkürlich auf, als er sich das Gesicht dieses „Siegere“ vorstellte; aber es war kein befreiendes Lachen. Sollte diese Schreibweise vielleicht auch in Zukunft vorbildlich für alle Richter werden?

„Vorbildlich?“ Schlichting zuckte zusammen und versank in tiefes Nachdenken. „Die Ministerial-Verfügung!“ schrieb er plötzlich auf: „Jetzt wird mir Alles klar!“ Und vor seinen Augen stand folgende Lösung des Räthfels, das ihn so lange gepeinigt hatte: offenbar füllte der Justizminister seine Mußestunden mit dem Lesen von Reichsgerichts-Entscheidungen aus; jeder Minister hat ja seine Privat-Passion: der Eine übersetzt Dante, der Andere schreibt patriotische Dramen, der Dritte jagt oder reist, — warum sollte nicht ein Justizminister in der Lecture gerichtlicher Erkenntnisse — natürlich nur der Obersten Gerichtshöfe — seine Erholung suchen, zumal über den Geschmack nicht zu streiten ist? War er aber auf diese Weise an den Reichsgerichts-Stil gewöhnt, dann freilich mußte ihm die Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches als ein wahres Wunder von Klarheit, Einfachheit und Gemeinverständlichkeit erscheinen und er konnte sie mit gutem Gewissen allen Richtern — vielleicht auch denen des Reichsgerichts? — zur Nachahmung empfehlen! So war, Gott sei Dank, die Verfügung erklärt, ohne daß man den Schalk hinter ihr zu suchen brauchte, der doch immerhin mit den preussischen Traditionen nicht recht vereinbar ist.

Seitdem trägt sich Schlichting mit dem Gedanken eines Epoche machenden Werkes, nämlich einer Verdeutschung der Reichsgerichts-Entscheidungen. Er hofft, sie dadurch auch dem Verständniß der Menschen, die nicht Reichsgerichtsräte sind, zugänglich zu machen und den Schatz juristischer Weisheit, der aller Voraussicht noch darin verborgen sein wird — man kann es nur eben jetzt noch nicht wissen — ans Licht der Gerichtssäle zu fördern. Er hofft, zugleich den Stil der Juristen, der unzweifelhaft bis zum jüngsten und schneidigsten Referendar hinab von der Ausdrucksweise des Reichsgerichts beeinflusst wird, mit der Zeit gründlich zu säubern. Möge ihm zu dieser Arbeit die Kraft eines Herkules beihelfen sein!

Otto Reinhold.



Die neapolitanische Frage.

Die neapolitanische Frage ist heute in Italien die Tagesfrage par excellence. Der Prozeß Casale hat die maßlose Verrottung im öffentlichen Leben der Stadt Neapel enthüllt, die Parteilichkeit und Ohnmacht der Justiz gezeigt und Allen die Augen geöffnet über die Macht der Camorra und ihr Eindringen in alle Verwaltungsefforts. Im Ausland und in Italien selbst glaubt man vielfach, daß diese Mißstände zu Neapel gehören, wie sein blauer Himmel, als ein Theil seiner Wesenheit, die sich nothwendig aus den klimatischen, ethnischen und geschichtlichen Bedingungen der Stadt ergibt.

Die Enthüllungen des vergangenen Jahres haben viel dazu beigetragen, die Verantwortlichkeit für die neapolitanischen Verhältnisse Denen zuzuwenden, denen sie zukommen. Sie haben ferner gezeigt, daß es sich hier um eine Frage handelt, die sich in vielen Punkten mit der „meridionalen Frage“ deckt, der des Streites zwischen den wirthschaftlichen Interessen von Nord und Süd und des verhängnißvollen Antagonismus in der politischen Aktion Beider. Woran Neapel krankt, daran krankt der ganze Süden, theils in milderer, theils aber auch in bössartigerer Form. Die städtische Verwaltung Neapels ist in allen ihren Gebieten ein fruchtbares Feld der gewissenlosesten privaten Spekulation. Nicht seit heute oder gestern, sondern seit Jahrzehnten herrscht Unordnung und Unregelmäßigkeit in der kommunalen Verwaltung. Die Auflösung des Stadtrathes und die Entsendung eines außerordentlichen Kommissars, die auf den Zusammenbruch Casales folgte, ist die zehnte seit der Einigung Italiens. Es wäre aber kurzsichtig, daraus zu folgern, daß ganz Neapel nichts ist als ein großer Herd der Korruption. Der Bourgeoisie und dem Adel, die in die Schule der Bourbonen gegangen waren, fehlte die politische Erziehung, fehlte Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, fehlte die Ueberzeugung, daß es Recht und Pflicht jedes Bürgers ist, sich um allgemeine Fragen zu kümmern. Die sich der Verwaltungen bemächtigten, waren Leute, die aus ihnen ein Geschäft zu machen hofften. Solche Elemente drängen sich in allen Ländern der Welt nach Kemtern, sie werden aber meist durch die größere Tüchtigkeit von Mitbewerbern ausgehoben.

Wenden wir beim Fall Casale stehen, der natürlich keine vereinzelte Erscheinung ist und den Vortheil hat, ziemlich aufgeklärt zu sein. Casale war Mitglied des Parlamentes, des Stadtrathes, der Provinzialverwaltung, er war im Ausschuß der Wohlthätigkeitsanstalten, in der Steuereinschätzungskommission, — überall. Und Alles trug ihm Geld ein. Ohne Vermögen und ohne Beruf führte er ein luxuriöses Leben, hielt Wagen und Pferde und ließ es sich an nichts fehlen. Im Verein mit einem anrühigen Camorristen, d'Amelio, hielt er eine Art Agentur: er verkaufte Kemter, Submission-

verträge, Konzessionen, Fürsprache bei Ministern, Verwendung bei Gerichten, er machte Alles. Wer seinen Sohn in die städtische Schutzmannschaft bringen wollte, brauchte nur in einer bestimmten Wirtschaft eine Summe zu deponiren, — und die Sache machte sich. Wer den städtischen Anstalten liefern, Kontrakte mit der Kommune abschließen wollte, Der zahlte und ihm ward gegeben.*) Einen armen Wicht, dem Casale nicht wohlwollte, besteuerte die provinzielle Steuerkommission für ein Gewerbe, das er gar nicht ausübte (Wechsler) mit einer so unerhört hohen Quote, daß er vorzog, sich sein Bißchen Grund und Boden pänden zu lassen. Weiter als der Haß Casales reicht aber sein geschäftlicher Sinn, so daß sein alter ego, d'Amelio, dem falsch und ungerecht Eingeschügten seine Vermittlung anbot, um die Steuer-summe zu vermindern.

Für so anmuthige Zustände ist natürlich nicht ein einzelner Mensch verantwortlich. Es ist eine organisirte Diebesbande, die in den öffentlichen Kassen haust. Aber auf alle Fälle ist es eine Minderheit, die schmarozend auf Kosten der Gesamtheit lebt. Das Merkwürdige an der Sache ist nicht, daß es, „so böse Menschen giebt“ — Die wird es wohl überall geben —, sondern, daß ihnen solche Macht eingeräumt wird. Die sittliche Durchseuchung einer Bevölkerung pflegt doch nicht die Wirkung zu haben, daß sie sich mit Wonne das Geld aus der Tasche und die Haut über die Ohren ziehen läßt. Man glaubt immer, wenn man von dem moralischen Tiefstand Neapels gesprochen hat, so sei damit die ganze Sachlage erklärt. Was sich aber zwischen der Masse der neapolitanischen Bevölkerung und der Clique der Spekulanten abspielt, ist lediglich eine Machtfrage: der Eine stiehlt und der Andere wird bestohlen. Nicht, weil er sitzlich verkommen ist, läßt sich der Andere gefallen, sondern, weil er arm und unwissend und deshalb schwach ist. Wenn der kleine Mann zahlt, um ein Pöstchen zu erhalten, so thut er es aus trauriger Nothwendigkeit: er kennt keinen anderen Weg zu seinem Ziel. Man denke doch nicht, daß von der reich besetzten Tafel der Korruption viel für das Volk abfiel! Die guten Geschäfte werden nicht einmal mit Neapolitanern abgeschlossen: Unternehmer und Kapitalisten Norditaliens, englische, belgische, deutsche Gesellschaften finden es ganz in der Ordnung, sich der Bestechung zu bedienen, um auf Kosten der kommunalen Finanzen günstige Verträge zu erzielen; sie finden es in der Ordnung, weil sie in Neapel sind. Daß bei solchem Handel Käufer und Verkäufer einander werth sind, werth sein müssen, scheint ihnen gar nicht einzufallen.

Warum findet nun die Korruption in Neapel so günstige Existenz-

*) Diese Thatfachen sind in dem Verleumdungsprozeß Casales gegen die Zeitung Propaganda durch eidliche Zeugenaussagen erhärtet worden.

bedingungen? Weil die wirtschaftliche Lage der Stadt so trostlos ist, haben Einzelne gesagt. Gewiß ist die Nothlage breiter Schichten ein günstiger Boden für die Korruption; sie erlaubt auch den Casales der verschiedensten Art die Schaffung der Klientel, die ihren Chef schützt, ihm im wörtlichen Sinn des Wortes als Leibgarde dient. Das stagnirende wirtschaftliche Leben verhindert die Rußbarmachung der gesunden Energien: es giebt fast keine Industrien, die Möglichkeiten ehrlichen Erwerbes sind gering, so daß in der jetzigen Periode wirtschaftlichen Aufschwunges in Nord- und Mittelitalien die Lebenshaltung des neapolitanischen Proletariats immer elender wird, wie die verminderte Einfuhr der nothwendigen Lebensmittel beweist. Aber trotz der Noth hat sich die öffentliche Meinung gegen die herrschende Clique aufgebaut, trotz der Noth wächst die einzige Partei, die wie ein Mann gegen diese Clique steht, die sozialistische, mit jedem Tage. Nicht an der Noth, nicht an der politischen Verständniß- oder Gewissenlosigkeit des Völkels haben sich die früheren Bewegungen zu Gunsten einer Sanirung gebrochen, sondern am Widerstande der Regierung.

*Aus geschichtlichen und wirtschaftlichen Gründen ist die Bevölkerung Neapels schlecht ausgerüstet für einen Kampf um ihre wahren Interessen. Wenn sie aber bis heute ohnmächtig gewesen ist gegen die Clique Derer, die Neapel wirtschaftlich und sittlich niederhalten, um das Elend, die Verrohung, Unwissenheit und Entmuthigung auszubenten, so ist dieses Resultat dem Einfluß der Regierung zuzuschreiben.

Südbitalien hat die politische Funktion, die ministerielle Majorität ins Parlament zu liefern. Für diese Funktion war das ehemalige Königreich beider Sizilien durch die in allen Schichten lebende Tradition, die jedes Interesse für die Politik verpönte, trefflich geeignet. Im absoluten Staate der Bourbonen gebot die elementare Klugheit, keinen Antheil und kein Verständniß für öffentliche Fragen aufkommen zu lassen; unter einem parlamentarischen Regime war diese Indifferenz eine Gefahr, die jede weitblickende Regierung energisch bekämpfen mußte. Aber der ehrgeizige Opportunismus der verschiedenen Ministerien hat diese Gefahr gehegt, bis sie riesengroß geworden ist. Man hat das traurige Kunststück fertig gebracht, mit absolutistischen Methoden die modernen liberalen Institutionen so zu verwerthen, daß der Säulen der Stab und die Stäbe jedes Ministeriums geworden ist. Die meridionalen Provinzen sind nicht etwa besonders regierungstreu. Sie sind, wie Ritti sagt, „apolitisch“, skeptisch, ohne Glauben an die Möglichkeit einer Besserung durch den Wechsel von Persönlichkeiten oder Parteien, und würden „auf die Hälfte der Verfassung verzichten, wenn man ihnen die Hälfte der Grundsteuer erlasse.“ Die Masse hat im Wahlrecht eine Waffe, deren Bedeutung ihr nicht annähernd bekannt ist. Man treibt sie an die Urnen

durch Geld, Versprechungen — in Wahlzeiten gewährt man den anruchigsten Individuen die Erlaubniß, Waffen zu tragen — oder durch Drohungen. Dank diesen Methoden waren bei den letzten Wahlen 76 Prozent der Abgeordneten des Südens ministeriell und über 90 Prozent aller abgeordneten Stämme fielen auf Kandidaten der Ordnungsparteien.

Für die nur allzu treulich erfüllte Aufgabe, jedem Ministerium eine Gefolgschaft zu schaffen, die mit ihm durch Dick und Dünn geht, wäre der Süden vielleicht durch eine seinen Interessen günstige Politik ehrlich zu gewinnen gewesen. Diesen Preis konnte und wollte die Regierung nicht zahlen, da ein Theil der Folgen der Einigung nothwendig den Süden schädigen mußte. Es war unvermeidlich, daß die Staatsfinanzen des ehemaligen Königreichs beider Sizilien durch die Verschmelzung mit denen des neuen Reichs litten. Die Bourbonen hatten eine nüchterne, sparsame Finanzpolitik getrieben, wie sie ihnen die Angst vor einer Unzufriedenheit der Massen vorschrieb. Die Staatsschuld war gering, die Steuerlast mäßig und die Formen der Abgabenerhebung waren einfach. Mit der Verschmelzung wuchs die Steuerlast ungeheuer, während die Erwerbsmöglichkeiten abnahmen, besonders in Neapel, das den Hof verlor, die zahllosen Beamten und einen großen Theil seines Militärs, da es nothwendig wurde, die Truppen an der Nordgrenze des Landes zu konzentriren. Francesco Ritti hat wiederholt hervorgehoben, daß das einzige Mittel, Neapel vor wirthschaftlichem Niedergang zu bewahren, seine Entwicklung zur Industriestadt gewesen wäre. Dafür aber fehlten die Vorbedingungen im Bürgerthum, dem es an Bildung und Unternehmungsgeist gebrach. Die Höhe der Abgaben entmuthigte, die zahllosen Formalitäten erschwerten das Aufkommen jedes Unternehmens. Dazu kam ihm Jahre 1887 ein Umschwung in der äußeren Politik Italiens, der den Abbruch der Handelsverträge mit Frankreich zur Folge hatte und so den landwirthschaftlichen Erzeugnissen des Südens und der Inseln den Markt verschloß. Die auf all diesen Ursachen beruhende Depression des Wirthschaftslebens machte es den südlichen Provinzen unmöglich, die segensreichen Folgen der Einigung, wie Straßen- und Eisenbahnbauten, wirksam auszunutzen.

Nicht Süitalien wurde begünstigt und etwa dadurch regierungstreu gemacht, sondern seine lokalen Liquen. Das private Interesse einzelner Persönlichkeiten, die alle Nuancen vom politischen Ehrgeiz bis zum schmutzigsten und unanständigsten Spekulantenthum aufwiesen, wurde an die Sache der Regierung gefesselt. Für bedingungslose Regierungstreue wird zunächst eine kräftige Wahlunterstützung gewährt, die Regierungsbeamten verwandeln sich in Wahlagenten und besorgen die Bestechungen und Bedrohungen, die der Kandidat selbst nicht in Szene setzen kann. So werden die Wählerlisten par-

trüch und gesetzwidrig zusammengestellt, die Wähler stimmen mehrmals,*) Abwesende und Tote deponiren Wahlzettel, Sträflinge werden aus dem Zwangsdomizil und dem Gefängniß entlassen, das Wahllokal wird mit Polizisten oder Militär — in Neapel und Sizilien mit Anhängern der Camorra und der Mafia — umstellt. Ein Abgeordneter, der früher Minister war, hat einmal in der Kammer erklärt, der Präsekt einer südlichen Provinz habe sich gerühmt, die Wahlen in der Hand zu haben, da er alle Bürgermeister seiner Provinz ins Gefängniß schicken könne.

Natürlich bleibt die „Gefälligkeit“ der Regierung bei dem skrupellosen Wahlbestande nicht stehen. Der Abgeordnete und seine Klientel wird in verschiedener Weise begünstigt, bei Konflikten mit der Justiz geschützt, in der Verfolgung seiner Interessen privaten oder öffentlichen Verwaltungen gegenüber mit einem Freibrief ausgestattet u. s. w. Wie weit die Protektion von oben in diesen Fällen geht, haben die Verhandlungen gegen Palizzolo, Abgeordneten von Palermo, vor dem mailänder Schwurgericht gelehrt. Auch Casale ist nicht zu kurz gekommen. Ein früherer Präsekt von Neapel, der Senator Senise, hat in der Riforma Sociale mitgetheilt, daß Casale schon 1889 unter Polizeiaufsicht gestellt werden sollte. Die auf die Sache bezüglichen Schriftstücke waren im Staatsarchiv niedergelegt worden; und als Senise sie verlangte, stellte sich heraus, daß sie auf Veranlassung des Ministers des Innern, Ricotera, dem Archiv entnommen worden und nicht mehr aufzutreiben waren. Ganz Neapel mußte, daß Casale ohne ehrliches Einkommen viel ausgab und daß diese Erscheinung in enger Verbindung stand mit den zahlreichen öffentlichen Aemtern, die er bekleidete. Trotzdem hat ihn nie ein Staatsanwalt wegen Vergehens oder Verbrechens im Amt angezeigt.

Die italienische Regierung schafft sich also mit Hilfe der südlichen Provinzen einen treuen Stab und giebt diesem — als Sold für seine Dienste — die öffentlichen Verwaltungen preis, fällt der Justiz in den Arm, erniedrigt die höchsten Beamten zu Wahlagenten, tritt die öffentliche Moral mit Füßen. Der Süden liefert die Majorität und zahlt ihr den Lohn aus in der Form des Wohlstandes und der Sittlichkeit seines öffentlichen Lebens. Soll man sich da wundern, wenn es einer Stadt wie Neapel an der Kraft gebricht, sich von der hohen und niederen Camorra zu befreien? Man denke doch nicht, daß Neapel an seiner eigenen Korruption erkrise! Mit der würde es schon fertig werden, wenn ihr nicht die Regierung um einer eben so ruchlosen wie unklugen Augenblickspolitik willen Zuhälterdienste leistete.

Genua.

Oda Olberg.

*) In der Educazione Politica erzählt Corso Bosco von einem in Neapel vorgekommenen Fall, wo ein Wähler an einem Wahltag siebenzehnmal seine Stimme abgab.

Comte und Mill.

Ueber den Einfluß Comtes auf Mill sind so viele Lesarten im Umlauf, daß eine neuerliche Prüfung der Personalakten und des objektiven Schriftenmaterials am Platze ist.

Unter den Personalakten nimmt jetzt der von Levy-Brühl 1899 bei F. Alcan in Paris herausgegebene Briefwechsel zwischen den beiden Denkern die erste Stelle ein. Von den 89 Briefen dieser Sammlung kommen 44 auf John Stuart Mill, 45 auf Comte. Den Werth einer Neuheit beanspruchen nur die Briefe Mills; die Comtes liegen seit 1877 gedruckt vor (Varoux). Die Bedeutung dieses Briefwechsels für die Kenntniß der beiden korrespondirenden Persönlichkeiten läßt sich kaum überschätzen; was Mill betrifft, so giebt es schwerlich ein zweites *document humain*, das einen solchen Einblick in den Kern seiner Natur gewährt, jedenfalls kein zweites, das aber seine philosophischen Ziele im wichtigsten Abschnitt seiner wissenschaftlichen Entwicklung mehr Licht verbreitete. Als er sich Comte zum ersten Male nähert (8. 11. 1841), ist weder seine Logik noch seine politische Oekonomie geschrieben, aber seine Gedanken sind im Fluß, seine philosophische Schöpferkraft drängt zu Unternehmungen im großen Stil. Er trägt sich mit dem Plane einer ‚Ethologie‘, als einer für die Grundlegung der Soziologie unerläßlichen Wissenschaft von den äußeren (sozialen) Bedingungen, die den menschlichen Charakter bestimmen, Das heißt: von den moralischen, wirtschaftlichen und politischen Ursachen seiner Veränderlichkeit. Er glaubt den Benthamismus so weit überwunden, die ‚Kritik der Kritik‘, wie Carlyle sagt, weit genug getrieben zu haben, um an den Aufbau einer organischen Sozialphilosophie denken zu dürfen. Die deutschen, durch Coleridge vermittelten Einflüsse haben in dieser Richtung vorgearbeitet und Mill von der Nothwendigkeit einer Geschichtsphilosophie, der ‚Dynamik‘ der Gesellschaftslehre nach Comtes Terminologie, überzeugt; auch hat seine Berührung mit den Saint-Simonisten (worüber jetzt sein seit 1898 veröffentlichter Briefwechsel mit G. v'Eichthal aufklärt) als Vorbereitung für die ‚Politique positive‘ gebient, die Mill zuerst in der Skizze vom Jahre 1822 (Plan des Travaux Scientifiques pour réorganiser la Société) kennen gelernt hat. Ueber diesen Entwurf äußert er sich in einem Briefe an v'Eichthal (1829) sehr günstig, und als er 1837 die beiden ersten Bände von Comtes ‚Cours‘ kennen lernt, scheint er selbst das Bewußtsein zu haben, eine Epoche in seinem Denken zu erleben. Seine eigenen späteren Mittheilungen in der Autobiographie und im ‚Positivismus‘ verschleiern diesen Thatbestand einigermaßen; der Eindruck, den der französische Denker auf ihn gemacht haben soll, erscheint beträchtlich abgeschwächt; die Briefe spiegeln ihn in ihrer frischen Ursprünglichkeit; daher ihr

Werth. Von den kritischen Bedenken gegen Comtes praktische Reorganisationsvorschläge, die, wie der Brief an von Eichthal schließen läßt, schon nach der Lecture des comtischen Entwurfes vom Jahre 1822 sehr rege gewesen sein müssen, macht sich nun nichts mehr geltend: Mill spricht selbst vielmehr wie zu seinem „älteren Bruder in der Philosophie, um nicht mehr zu sagen“, Das heißt: wie ein Schüler zu seinem Meister. Freilich bestehen die Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten fort, die meist Comtes „Statik“ betreffen, aber Mill täuscht sich über ihre Tragweite und sieht über die schon 1829 vermerkten Einseitigkeiten des engen Systematikers hinweg. So trägt er sich mit jener aus Mills Briefen an Carlyle bekannten fast demüthigen Bescheidenheit als Mitarbeiter an Comtes großem „positivem“ Reorganisationswerk an, ganz überzeugt von der Leistungsfähigkeit der „positiven Methode“, wenn auch, wohlgemerkt, von vorn herein auf die Fähigkeit der in negativer Metaphysik oder theologischer Denkweise aufgewachsenen Menschen hinweisend. Dieses Verhältnis bleibt bis nach Veröffentlichung der Logik (Anfang 1843) bestehen. Die Ueberreichung dieses bedeutenden Werkes gleicht beinahe einer Entschuldigung, daß er es geschrieben habe. Es sei, sagt er, zu zwei Dritteln fertig gewesen, als er Comtes Philosophie kennen gelernt habe, und auch das letzte Drittel (die Logik der Geisteswissenschaft) sei in allem Wesentlichen bereits entworfen gewesen. Er wolle zunächst jeden Plan zu größeren philosophischen Werken aufgeben, da sich wahrscheinlich philosophische Erörterungen von eingreifender Bedeutung für seine zukünftigen Arbeiten zwischen ihnen entspinnen würden. Die nächste Zeit gehöre der Fortsetzung seiner philosophischen Erziehung. „Ich hoffe übrigens, aus Ihren freundschaftlichen Rathschlägen für die Richtung meiner geistigen Bethätigung Nutzen zu ziehen, besonders, wenn Sie (durch die Lecture meines Buches) eher im Stande sein werden, die Art meiner besonderen Anlagen zu beurtheilen“. Der Brief, in dem Das zu lesen steht (13. März 1843), bedeutet den Höhepunkt von Mills „positivistischer“ Befangenheit, die bis zu Ende 1844 dauert. Allmählich treten die „sekundären“ Fragen (insbesondere die Frauenfrage) in den Vordergrund der Diskussion, der Hauber weicht, trotzdem die Hauptgedanken Comtes kräftig fortwirken: die Gliederung der Wissenschaften mit der Soziologie als Ordnung des Baues; die Eintheilung der Soziologie in Statik und Dynamik; die Geschichtsphilosophie, vornehmlich die Lehre von den drei Entwicklungsstadien des Denkens; und überhaupt die allgemeine Richtung der comtischen Philosophie auf's Soziale, auf die Nothwendigkeit, die Kräfte der Gesellschaft zur Konvergenz zu bringen, sie zu organisiren. Die letzten Stücke des Briefwechsels haben lediglich persönliches Interesse. Der völlige Bruch wäre, bei dem starren, unbeugsamen, rechtshaberischen Charakter Comtes, aus sachlichen Gründen früher oder später doch eingetreten, aber es ist schmerz-

lich, sagen zu müssen, daß die äußere Veranlassung zu ihm der Anspruch Comtes war, die ihm durch Mills Vermittlung von Grote, Molesworth und Currie gewährte einmalige Unterstützung von 6000 Francs so lange fortzusetzen, wie Comte seiner Staatsämter enthoben blieb. Die Antwort Mills ist ein Muster taktvoller Zurechtweisung aufbringlicher und anmaßlicher Schulmeisterei. Ueberhaupt sind diese Briefe voll von Zügen, die für Mills edlen, opferwilligen, bescheidenen, sachlichen, stets auf das Große und Allgemeine gerichteten Sinn charakteristisch sind.

Alexander Bain ergänzt diesen Bericht durch bedeutsame Einzelheiten. Er steht seit 1839, also zwei Jahre vor Beginn des Briefwechsels mit Comte, in persönlichem Verkehr mit unserem Philosophen, ist sehr bald, kraft der Ansprüche seines ungewöhnlichen wissenschaftlichen Talents, wie kein Zweiter vertraut mit des älteren Freundes Dent- und Empfindungsreiche und so kann, was er mittheilt, als klassisches Zeugniß gelten. Das große Werk Comtes kennt er selbst seit 1843, im Verlauf der Lecture wird jedes Kapitel eingehend erörtert und danach scheint es, als ob bei Mill Anerkennung und Aneignung des Werthvollen von vorn herein der Ablehnung fehlerhafter Einzelheiten, gewaltsamer Geschichtskonstruktionen und schiefer Schätzungen die Wage gehalten hätte. Aber aus dem einen Umstand, daß Bain um die Korrespondenz zwischen den beiden Männern wußte, sie selbst aber, mit Ausnahme der über die Frauenfrage gewechselten Briefe, zur Zeit ihrer Abfassung nicht zu Gesicht bekam, läßt sich schließen, was Comte als Denker und als Mensch Mill in dieser Zeit (41 bis 44) gewesen sein muß. Comtes Sicherheit und Geschlossenheit des Denkens, wohl auch die bis zum Eigensinn getriebene Eigenwilligkeit des Charakters müssen es dem mehr rezeptiven, frauenhaft zartfühlenden und empfänglichen Mill angethan haben. Er war wie geblendet und die natürliche Offenheit des Franzosen löste dem verschämten und verschwiegenen Mann die Zunge. Er war ungewöhnlich offen und kritiklos dankbar. Er hatte das Gefühl, nur zu empfangen, nicht auch zu geben. Ohne eigene gut begründete Meinungen und mit wissenschaftlicher Besonnenheit gebildete Ueberzeugungen aufzugeben, drängte er sie zeitweilig, als ob sie belanglos wären, in den Hintergrund und ließ bedenkliche Aeußerungen Comtes ungerügt hingehen. Dessen Beurtheilung des Protestantismus, den der Verehrer Voltaire bekanntlich für die moderne Gedankenanarchie verantwortlich macht und in dessen Verunglimpfung er später mit de Maistre wetteifert, hat Mill zwar tief bedauert, aber selbst die falsche Beurtheilung englischer Politik, die auf oberflächlichster Kenntniß beruhende Geringschätzung der politischen Oekonomie, ja, die ganze, nicht selten an Anmaßung und Ueberhebung streifende Härte comtischer Werthungen vermochten zunächst die Bewunderung vor dem Manne nicht einzuschränken, der seinem sich mehr in philosophische und

politische Einzeluntersuchungen verlierenden Denken die festen Stützpunkte, das Centrum gab.

Nach Bain hat Mill von Comte in die Logik der Geisteswissenschaften übernommen: die Unterscheidung zwischen sozialer Statik und sozialer Dynamik und die Konstruktion des Geschichtsverlaufs nach den drei durch das Vorderrschen des theologischen, des metaphysischen und des positiven Geistes charakterisirten Erkenntnisstufen. Bain hält Das für einen bedeutenden Gewinn der Beziehung zwischen beiden Denkern. Die Unterscheidung zwischen Statik und Dynamik sei aus der abstrakten Mechanik, die unter der Voraussetzung gegebener Kraftpunkte deren Lageverhältnisse und Lageveränderungen bestimmt, in die Biologie übernommen, wo sie zur Scheidung zwischen Struktur (Anatomie) und Funktion (Physiologie) führe; in der Soziologie trete sie als Gegensatz zwischen den Elementen der Ordnung und des Fortschritts hervor. Mill wiederum hat sie in die politische Oekonomie eingeführt, wo die Produktionsverhältnisse als natürliche Daten das statische Element, die mehr durch persönliche (oder geschichtliche und künstlich soziale) Faktoren bestimmten Vertheilungsverhältnisse (Austausch, Besitz) das dynamische vertreten. Doch bleibt diese Unterscheidung im Lehrbuch der Oekonomie an der Oberfläche. Die Produktion ist nicht rein natürlich, ihre Technik ist vielmehr von der jeweilig erreichten Wirtschafts- und Erkenntnisstufe wesentlich abhängig, also von nicht statischen Elementen. Und der Produktionsprozess wieder ist durchaus an die Vertheilungs- und Besitzverhältnisse und die zwischen beide sich einschleibende Austausch- und Verkehrstechnik gebunden. Ohne den Begriff der Wirtschaftsstufe ist eine Dynamik in der politischen Oekonomie überhaupt undurchführbar und diesem Begriff hat sich Mill nicht sehr genähert. Fruchtbarer wird die Unterscheidung in der „Regierung durch Stellvertretung“. Hätte Mill die Soziologie auch wirklich geschrieben, zu deren Abfassung er durch Comte angeregt wurde, so wären in der Eintheilung des Stoffes diese Grundunterscheidungen sichtbar geworden.

Ich komme nun zu Mill selbst. Im Jahre 1837 liest er die von Wheatstone in England eingeführten ersten beiden Bände der Philosophie Positivo; 1840 wird das sechste Buch der Logik, die Logik der Geisteswissenschaften, vollendet und in der ersten Ausgabe des fertigen Werkes im Jahre 1843 wird Comte als „die größte lebende Autorität über wissenschaftliche Methoden“ gepriesen, seine Kenntniß dieser Methoden, sein Urtheil über ihre Zusammenhänge als maßgebend bezeichnet. In späteren Ausgaben sind die affektiven Beiwörter weggelassen oder stark herabgestimmt, aber der wesentliche Grund seiner Werthschätzung, die Anerkennung der auf Entwurf des Planes und der Methoden der Gesellschaftswissenschaften beruhenden Leistung Comtes, bleibt unverfehrt: ihm gehöre das dauernde Verdienst, die historische

Methode philosophisch begründet zu haben, wodurch das Studium sozialer Phänomene wissenschaftlich werde. Doch fällt nun, nachdem der erste berauschende Eindruck der philosophischen Persönlichkeit Comtes verfliegen ist, jeder Grund fort, die bestehenden Meinungsverschiedenheiten zu bemänteln. Jetzt wird selbst in der Logik Verwahrung gegen Comtes zweite Periode eingelegt; die Reorganisationsvorschläge der positiven Politik mit ihrer Hegemonie der Philosophen und Gelehrten in dem Zukunftstaat, ihrer hierarchischen Gliederung, dem Joch des positivistischen Glaubens und der durch sie dem Gewissen, der in seiner freien Entwicklung gestörten Persönlichkeit, kurz, dem schwer erkämpften und durch Renaissance und Reformation schwer ertungenen Individualismus drohenden Gefahr werden energisch abgelehnt. In dem selben Buch wird gegen Comtes Dogma von der Unabänderlichkeit der geistigen und Charakter-Verschiedenheiten unter den Menschen, gegen ihre Auffassung als letzte Tatsache nachdrücklich Einspruch erhoben und sie als Abirrung vom Geist echter Wissenschaftlichkeit bezeichnet. Mill glaubt, sie fast gänzlich auf Erziehung und Milieueinflüsse zurückführen zu können, darin ein unverbeesserlicher Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Diese scharfe Zurechtweisung hat natürlich ihre geheime Spitze gegen Comtes Standpunkt in der Frauenfrage, die aber in der Logik nicht berührt wird. Für den Franzosen ist die Frau zur Priesterin des Hauses berufen; die Emanzipationbestrebungen der Frauen, die in Mill ihren ersten großen Vorkämpfer fanden, führt er im Briefwechsel offen und unverhohlen auf dessen mangelhafte biologische Kenntnisse zurück. Ueber Comtes damit zusammenhängende Beurtheilung Condorcets und seiner Lehre von der unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes hatte Mill, wie über so vieles Andere, früher geduldig hinweggesehen, während Comte, geschmeichelt durch das ihm in Mills Logik gezollte Lob und gerührt durch Mills Eintreten für ihn gegenüber des Astronomen Herschels Verkleinerung seiner wissenschaftlichen Bedeutung, zu dem dem sechsten Buch der Logik vorangedrucktten Citat aus Condorcets Skizze über die Fortschritte des menschlichen Geistes geschwiegen hat. Uebrigens hat Mill mitten in der Abrechnung mit dem achtzehnten Jahrhundert vor Männern wie Helvetius die Hochachtung nie verloren; er rühmt dessen scharfsinnigen Kommentar zum Thema der Klassenherrschaft und der Klassenmoral in der Geschichte.

Ganz unterhüllt traten die Meinungsunterschiede zwischen den beiden Denkern jedoch erst nach Comtes Tode (1857) hervor. So bestreitet Mill in „Comte und der Positivismus“ (1864), daß man ein Recht habe, den gegenwärtigen politischen und sozialen Zustand der Gesellschaft ganz aus der Herrschaft metaphysisch-kritischer Denkweise herzuleiten, die nach Comte seit der Reformation die europäische Civilisation bestimmt habe und besonders für das Zeitalter der Encyclopädisten charakteristisch sei. Die

Forschung freilich war metaphysisch, wo sie nicht theologisch war; aus dem Begriff natürlicher Rechte seien die Ideen der politischen Einrichtungen abgeleitet worden. Die Natur als letzte Quelle für Recht und Unrecht in der Moral und folglich auch in den Institutionen: Das sei eine von den römischen Juristen hergenommene Vorstellung, die in den Völkerrechtslehren lebendig gewesen sei und Rousseaus Denkweise völlig beherrscht habe. Aber selbst auf dem Kontinent habe diese Theorie nicht immer und überall Geltung besessen, denn neben ihr habe es solche gegeben, in denen der letzte Maßstab für die Güte von Institutionen und Verhaltensregeln das Glück der Menschheit und die diesem Zweck zugeordneten Mittel („Leitsterne“) Beobachtung und Erfahrung gewesen seien. Er deutet auf England, um Das zu beweisen. Mit anderen Worten: Mill begriff, in bezeichnender Abweichung von Comte, das sozialpolitische Leben als ein Zwecksystem, in dem nicht nur intellektuelle Faktoren die Rolle von Bestimmungsgründen spielen; er denkt ohne Zweifel an die durch das Triebleben ursprünglich gegebenen Willensrichtungen und die dadurch notwendigen wirtschaftlichen Handlungen, an die äußeren Umstände (Rasse, Boden, Klima: das *milieu biologique* Comtes), die die Zweckerfüllung mit bestimmen; überhaupt an jene unentwirrbaren Beziehungen personaler und realer Faktoren, die mit, neben und gegen einander den Gang der Kultur bestimmen.

Stärkere Einwendungen noch erhebt Mill gegen Comtes Bewertung aller revolutionären, radikalen, demokratischen, liberalen, freigeistigen, skeptischen und kritischen Gedankenströmungen. Comte nennt sie negativ und läßt sie nur als Angriffswaffen gegen das alte soziale System gelten; dauernder Werth, Bedeutung als Mittel zum Aufbau, lämen ihnen nicht zu. Im Briefwechsel spricht Mill ganz im selben Sinn von der negativen Schule in Politik und Philosophie; jetzt scheint er ihr weit günstiger gestimmt zu sein, ist aber auch jetzt noch immer außer Stande, theoretisch ihr mehr als vorübergehende Bedeutung zuzuerkennen. Mill ist ja Demokrat aus Opportunismus, er kann sich daher der von Comte und Tocqueville hervorgehobenen Gefahr der Demokratie nicht verschließen; wie sie fürchtet er die Vergewaltigung der stets in der Minderheit befindlichen Intelligenz durch die Masse der Halbwisser und Nichtwisser, wie sie weist er das Dogma von der Volkssouveränität ab, wünscht er die Heranbildung wissenschaftlich gründlich geschulter Politiker. Aber er hoffte, daß vor deren überlegener Einsicht der Gehorsam ohne Zwang, ohne Hierarchie, ohne Gebote und Verbote sich einstellen werde. Er wußte, daß das Recht auf Empörung einer bedrückend gewordenen sozialen Ordnung noch keine erträglich neue gestalte; trotzdem fürchtet er nicht, das „Joch der Willkür Gewalt“ werde von den Fürsten auf die Völker übergehen, wenn diese durch die Repräsentativverfassung das Recht

der Kontrolle der regierenden Centralgewalt üben. Auch was Comte gegen das *laissez-faire*-Prinzip, die „Nachtwächteridee vom Staat“, vorbringt, läßt Mill in der Theorie gelten; eine Organisation und Klasseneinteilung sei nöthig, die auf die natürliche oder erworbene Ungleichheit der menschlichen Fähigkeiten einige Rücksicht nehme. Comte dachte sich, ähnlich wie Carlyle und Ruskin, die Organisation der Gesellschaft nach den Zufallsdaten der Macht und Fähigkeit dadurch gemildert, daß er das Gefühl gegenseitiger Verpflichtung und Solidarität alle Glieder der Gesellschaft durchdringen läßt. Das Idealbild des katholischen Mittelalters schwebt ihm vor. Das nahm sich zunächst ganz gut aus, aber Mill hatte inzwischen erfahren, daß die Betonung der organischen Gesellschaftstheorie praktisch zu Versuchen verleitete, veraltete soziale Organisationsformen wieder lebendig zu machen, ja, die politischen Rückschrittlere zur Wiederbelebung der von Carlyle in „Vergangenheit und Gegenwart“ so verlockend geschilderten Halsbandmethoden ermuthigte. Der *Appel aux Conservateurs* (1855) hat ja auch deutlich gezeigt, bei welchem Theil des Publikums Comte Verständniß voraussetzt für seine „katholische“ Idee einer moralischen und geistigen Autorität, der die Aufgabe obliege, die Meinungen der Menschen zu lenken und auf ihr Gewissen erleuchtend und warnend einzuwirken. Verjährte Organisationsformen fordern für Menschen des Großhandels- und Großindustriesystems, des freien wirtschaftlichen Wettbewerbes, für Millionen freizügiger, von Klassenbewußtsein erfüllter und von Solidaritätsgefühl beherrschter Arbeiter, denen durch die einfache Umlagerung der wirtschaftlichen Kräfte im Staat das allgemeine Stimmrecht und die unentgeltliche Volksschule wie von selbst zufallen mußte: Das hieß doch, von einem Begriff der Entwicklung ausgehen, der ideologisch in der Luft schwebte. Mill sah dem Feind, wenn es ein Feind war, ins Auge: sein Ideal war die Organisation der Demokratie. Gegen die Gedankenanarchie, auch unter den in Spezialitäten lebenden und webenden Gelehrten, schien ihm das augenfällige Heilmittel eine umfassende, freie und edle allgemeine Bildung, die jeder speziellen Fachbildung voranzugehen hätte. Nur darin scheint mir Mill zu irren, daß er glaubt, durch Massendruck auf niederen und höheren Schulen eine edle Bildung allgemein machen zu können. . . . Daher fragt er, ob man es nicht den Leuten überlassen könne, sich selbst, nachdem sie eine gehörige Erziehung genossen, ihren Platz in der Gesellschaft zu suchen, und ob sich daraus nicht von selbst eine der Ungleichheit oder Unähnlichkeit ihrer Fähigkeiten weit besser entsprechende Klasseneinteilung ergeben werde, als wenn die Regierungen oder soziale Einrichtungen Das für sie zu thun versuchten. Und in dem der „subjektiven“ Phase in Comtes Entwicklung gemidmeten Ausführungen des „Positivismus“ hat Mill die frühere Befangenheit dem französischen Denker gegenüber weit genug überwunden, um die rechten Worte

für seinen Unmuth über diese Verirrungen zu finden. Ob Mill auch um Comtes allen Ernstes durch seinen Jünger Sabatier unternommenen Versuch, ein Bündniß mit den Jesuiten zu schließen, gewußt habe, läßt sich nicht feststellen.

Den schärfsten Widerspruch Mills erwecken schließlich auch Comtes Ansichten über das Institut der Ehe. Daß die Familie die hauptsächlichste Quelle für die Pflege selbstloser Gefühle und darum von höchstem sozialen Werth ist, läßt unser Philosoph allerdings gelten, seit er erkannt hatte, daß für den Bestand und die Fortentwicklung der Gesellschaft die Veränderlichkeit in einigen ihrer Einrichtungen und die Stabilität anderer nothwendig sei. Aber er meint, in ihrem eigenen Interesse brauche die Ehe nicht unwiderrüßlich gemacht und die Frau dem Manne untergeordnet zu werden. Mill beruft sich auf die in protestantischen Ländern gemachten Erfahrungen, um zu beweisen, daß, trotz der Möglichkeit der Scheidung, die Ehen in den weitaus meisten Fällen mit dem aufrichtigen Wunsch geschlossen würden, sie zu dauernden Bündnissen zu gestalten, daß überhaupt der vielgeplagte moderne Mensch das Bedürfniß habe, am häuslichen Herd Ruhe und Frieden zu finden.

Dr. Samuel Saenger.



Drei Weltreiche.

Seine jüngst erschienene Arbeit des Professors Dr. Diebel über die „Theorie von den drei Weltreichen“ sollte die Beweise entkräften, auf denen die Weltreichstheoretiker ihre Lehre aufbauen, nach der sich die drei Großmächte Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Rußland durch Unterwerfung anderer Länder in der Richtung und zu dem Zweck zu vergrößern suchen, alle Güter ihrer Konsumtion selbst probuziren zu können. In manchen Punkten ist die Richtigkeit der zur Widerlegung aufgestellten Sätze sicherlich anzuerkennen; über andere zum Beweise vorgebrachte Schlussfolgerungen aus Thatfachen läßt sich streiten.*) Doch ist nicht zu verkennen, daß, obwohl von den Kombinationen

*) So sucht der Verfasser Serings Satz: „Wo die politische Herrschaft der Nordamerikaner Platz greift, da ist das Ende der europäischen Waareneinfuhr nah“, dadurch zu entkräften, daß er feststellt, die europäische Einfuhr nach den Vereinigten Staaten habe in den Jahren 1895/97 „durchschnittlich mehr als vierhundert Millionen Dollar, d. h. $\frac{1}{7}$ des Totale“ betragen. Betrachtet man aber daneben die Ziffern für die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Europa in der gleichen Periode:

Export:	Import:	Also Export in $\frac{1}{n}$ des Imports:
1895/6: 663 Mill. Dollar.	418 Mill. Dollar.	134,7 $\frac{1}{100}$ o.
1896/7: 804 " "	430 " "	187,0 $\frac{1}{100}$ o.
1897/8: 962 " "	306 " "	314,4 $\frac{1}{100}$ o.

der Thatfachen des Augenblicks in Bezug auf Ursache und Wirkung nur eine die richtige sein kann, es doch ein sehr schwieriges Problem ist, diese richtige Kombination auszufinden, ein Problem, dessen Lösung doch schließlich auch nur in sehr beschränktem Maße Anspruch erheben dürfte, zum Ausgangspunkt für Schlüsse auf die Zukunft gemacht zu werden. Eine leichtere Aufgabe ist es, die richtige Kombination der Thatfachen einer längeren Vergangenheit herzustellen; und eine solche Kombination wird wohl auch einen viel berechtigteren Anspruch darauf erheben können, als Material zu Schlüssen auf die wahrscheinlichen Ereignisse der nächsten Zukunft zu gelten. Es bleibt nur die prinzipielle Möglichkeit richtiger Schlüsse auf die Zukunft zu beweisen; diese Möglichkeit gehört aber zum Wesen jeder Wissenschaft, da jede Wissenschaft in der Erkenntniß des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge besteht, die ein Vorauswissen ermöglicht. Die kleinen Details der Vorgänge im Leben der Völker sind so verwickelter Art, daß eine Feststellung ihrer Kausalzusammenhänge zur praktischen Unmöglichkeit wird; in großen Zügen betrachtet, lassen sich jedoch die die Geschichte der Menschheit beherrschenden Tendenzen feststellen, zeigt sich die ganze Geschichte der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze, in aufsteigender Wellenlinie sich bewegend, gelitert von den beiden feindlichen Naturtendenzen der Entwicklung und der Beharrung, die in ihrer Wirksamkeit sich so ablösen, daß im Lauf der Zeiten die Tendenz nach Entwicklung in stets erstarkeudem Maße sich geltend macht, während die Tendenz nach Beharrung sich stets mehr abschwächt, — wohl, um sich dann plötzlich desto nachhaltiger fühlbar zu machen. Wenn nun in der Darstellung des Kampfes dieser beiden Tendenzen, der — in Anwendung auf die Geschöpfe der Welt — die Weltgeschichte bildet, die ersten zehn Wellenbewegungen richtig gezeichnet sind, so kann es doch in der Weltgeschichte nicht unmöglicher sein als in der Geometrie, die elfte durch entsprechende geometrische Zeichnung auszufinden.

Untersucht man von diesem Standpunkt aus die Frage nach der Wahrscheinlichkeit der Bildung der drei Weltreiche, so läßt sich hier der Beweis wohl erbringen aus der Geschichte, besonders der wirtschaftlichen, der bekannten Welt in den lehtvergangenen Jahrhunderten; und zwar wird die Frage zu bejahen sein, wenn die sich aus der bisherigen Geschichte ergebenden Tendenzen eine Richtung nach gegenseitiger Abschließung der einzelnen Staaten erkennen lassen, zu verneinen im umgekehrten Fall.

Uebersieht man die Geschichte dieser Periode, beginnend mit der Zeit der Kreuzzüge, dem Wiedererwachen zu neuer kultureller Entwicklung nach der langen Periode des Stillstands und des Rückschritts, die der Blüthe griechisch-

	Export:		Import:		Desgl. für Rußland:
		Rubel.		Rubel.	des Imports.
1894:	669	„	560	„	119 5% des Imports.
1895:	689	„	539	„	127,8% „
1896:	690	„	589	„	117 % „
1897:	704	„	508	„	138,6% „
1898:	709	„	562	„	126 2% „

so ergibt sich, für die Vereinigten Staaten besonders auffallend, ein Beleg für die Tendenz nach Erhöhung des Exports und Verminderung des Imports.

römischer Kultur gefolgt war, bis zu den letzten Jahrzehnten, so zeigt sich, daß der Reihe nach eine Anzahl von Staaten sich eine so hohe wirtschaftliche und gleichzeitig politische und kulturelle Stellung zu erringen wußte, daß diese sich in einer Uebermacht, in wirtschaftlichem, politischem und kulturellem Sinn, geltend machte. Zur Zeit der Kreuzzüge herrschten die oberitalienischen Städte; nach der Entdeckung Amerikas reißt die pyrenäische Halbinsel die Herrschaft an sich; mit dem Westfälischen Frieden beginnt Hollands Glanzperiode, die Colberts Genie zu zerstören sucht, erst England jedoch zu zerstören vermag; und unter Englands Hegide beschloß die Welt das neunzehnte Jahrhundert.

Es war kein blinder Zufall, der diesen Staaten eine solche Macht zuwies; bei einer Untersuchung der Gründe für diese Erscheinungen ergiebt sich vielmehr, daß stets der Staat jene Stelle einnahm, der im gegebenen Moment die relativ entwickeltesten natürlichen Grundbedingungen des im gegebenen Moment wichtigsten Theiles der Güterversorgung besaß. Die Bedeutung der einzelnen Theile der Güterversorgung (Urproduktion, Gewerbe, Handel und Spekulation) hat die Tendenz, sich von dem Moment des Uebergangs des Gutes in die Hand des Konsumenten zurückzugeben bis zu den Grundlagen der Urproduktion, und zwar in dem Maße, in dem Aufbewahrung-, Verkehrs- und Gewerbestadium sich entwickeln. Das ist ein natürlicher Vorgang, der darin seine Begründung findet, daß fast alle Schwierigkeiten der Bereithaltung der Güter für Zeit und Ort ihres Bedarfs und ihrer gewerblichen Verarbeitung sich mit der Zeit überwinden lassen, nicht aber die der Urproduktion. So dankten die italienischen Städte ihre Größe der Gunst der geographischen Lage, die ihnen durch den Transport der Kreuzfahrer nach Kleinasien und Palästina den europäisch-indischen Handel zuwies.*) Spanien wurde Mittelpunkt des Welthandels durch die Entdeckung Amerikas; doch schon dem spanischen Reich war „ersprießliche Handelsthätigkeit ohne irgend welche Selbstproduktion unmöglich.“**) Holland, Frankreich, vollends England verdankten ihre Stellung in steigendem Maße ihrer industriellen Fähigkeit, die sich die erste Stelle im Welthandel erringen konnte. In der neuesten Zeit haben sich Getreide und Kohle, Produkte der Urproduktion, die maßgebende Bedeutung verschafft; die durch die Fortschritte der Technik herbeigeführte Elastizität von Handel und Industrie macht die Länder zu den aussichtreichsten, die die besten natürlichen Grundbedingungen der Urproduktion besitzen. Diese Tendenz der Bewegung der maßgebenden Wichtigkeit der einzelnen Theile der Güterversorgung von Spekulation und Handel, die eine territoriale Ausdehnung des sie ausübenden Landes fast nicht verlangen, bis zur Urproduktion, die nur auf dem Territorium beruht, erklärt die Erscheinung, daß die jene Uebermacht ausübenden Staaten über jeweilig territorial größere Länderreien verfügen.

Die einzelnen Länder, die auf Grund dieser ökonomischen Vortheile sich die wirtschaftliche Uebermacht erringen, sind, so zeigt die Geschichte weiter, stets auch im Besitz der politischen und kulturellen Uebermacht. Die einzelnen Länder

*) Vielleicht dürfte der Spekulation eine maßgebende Bedeutung zur Zeit der Kornkammern Egyptens in der Aufbewahrung der Güter für die Zeit ihres Bedarfs beigegeben worden sein.

**) Häbler: Blüte und Niedergang Spaniens.

lassen einander im Besitz der Uebermacht-Stellung ab, so daß stets eins und nur eins — wie es ja schon im Begriff des Wortes liegt — über diese Macht verfügt; doch zeigt sich die Tendenz, daß die einzelnen Staaten in dem Grade ihrer wirtschaftlichen, kulturellen, politischen Entwicklung sich einander nähern in dem Maße, wie die Tendenz nach Entwicklung sich in den großen Zeitperioden emanzipiert von der Tendenz nach Beharrung. Daneben wirkt in der selben Weise das stets zunehmende Durchdringen des Prinzips ökonomischer Zweckmäßigkeit, das die einzelnen Länder zur Produktion der Güter antreibt, zu deren Produktion ihnen die vorteilhaftesten Grundbedingungen gegeben sind. Die Güter ihres Bedarfs tauschen sie gegen die Erzeugnisse ihrer Produktion aus. Das „übermächtige“ Land ist tonangebend in dieser Welt-Produktion.

Diese Stellung jedes einzelnen Staates als notwendigen Gliedes der Weltproduktion erklärt auch, daß die einzelnen Staaten selbst nach Ueberschreitung des Kulminationpunktes sich auf der Höhe zu halten vermögen, und zwar für eine wachsende Zeitperiode. Die italienischen Städte sanken schon bald nach dem Beginn der Blüthe Spaniens in ihre heutige Bedeutungslosigkeit zurück; Spanien liegt erst jetzt, erst ein Vierteljahrtausend, nachdem — durch den Frieden von 1648 — sein Todesurtheil gesprochen war, in den letzten Zügen; Holland und Frankreich befinden sich noch heute in einem Zustande der Apathie.

Wählt man auf Grund der hier aus der Geschichte gewonnenen Erkenntniß der sie beherrschenden Tendenzen die Analogie-Schlüsse auf die Ereignisse, die die nächste Zukunft bringen wird, so ergibt sich, daß die größten Aussichten auf den Besitz der wirtschaftlichen Uebermacht das Land hat, das die wirtschaftlichsten natürlichen Grundbedingungen der Urproduktion beherrscht, eine Eigenschaft, die eine große territoriale Ausdehnung voraussetzt. Politische und kulturelle Uebermacht, zeigt die Geschichte, sind nothwendige Konsequenzen wirtschaftlicher Uebermacht.

Diese Ergebnisse schließen eine gleichzeitige, relativ höchste Machtstellung dreier Staaten vollständig aus, wie sie im Sinn der Theorie von den drei Weltreichen liegt. Bei einer Prüfung, welcher Staat heute und welcher in der nächsten Zukunft die Uebermacht-Stellung einnehmen wird, läßt sich aber nicht leugnen, daß gerade die drei Staaten der Weltreichtheoretiker eine größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, — schon in Folge ihrer großen territorialen Ausdehnung. Man darf von der Annahme ausgehen, daß Wachstum des Rationalvermögens mit einer Zunahme der wirtschaftlichen Kraft des Landes, Verringerung des Rationalvermögens mit einer Abnahme der wirtschaftlichen Kraft zusammensfällt. Das Rationalvermögen wird beeinflusst durch a) die jährliche inländische Kapitalproduktion (Einkommen, abzüglich Konsum); b) die jährliche Zahlungsbilanz, die aus dem Verkehr mit fremden Ländern resultirt. So lange a und b positive Zahlen ergeben, ist das Rationalvermögen sicher steigend. Wird die Zahlungsbilanz negativ, so wird das Rationalvermögen zwar nicht mehr um die jährliche inländische Kapitalproduktion steigen, sich vielmehr in der Richtung des Stillstandes, der relativen Abnahme bewegen. Erst wenn das Negativ der Zahlungsbilanz die inländische Kapitalproduktion erreicht oder übersteigt, wird das Rationalvermögen auch absolut abnehmen. Die Zahlungsbilanz wird gebildet — abgesehen von außerordentlichen Beeinflussungen — durch die aus der Handelsbilanz resul-

tirende Differenzforderung oder Differenz-Schuld, aus dem Betrag der zu erhaltenden oder zu zahlenden Frachten, Versicherungen, dem Unternehmergewinn, den Zinsen auf im Auslande angelegte Kapitalien und auf fremde Werthpapiere. Von allen hier angeführten Posten der Zahlungsbilanz zeigt nur die Differenz der Handelsbilanz eine starke Veränderung im Zeitraum weniger Jahre. Wird zum Beispiel die Handelsbilanz um einen großen Betrag negativer, der von anderen Posten der Zahlungsbilanz nicht aufgemogen wird, so wird die Zahlungsbilanz, wenn diese Tendenz anhält, schließlich negativ und saugt einen Theil der jährlichen inländischen Kapitalproduktion auf, so daß das Nationalvermögen sich in

die der Wertesetz... der Struktur des Status quo, der relativen Abnahme bewegt, Steigerung des Negativs sogar zur absoluten Abnahme werden kann.

daß die englische... Betrachtet man Englands Nationalvermögen, so zeigt sich, daß von der engli- Zahlungsbilanz stets mehr in negativer Richtung beeinflusst wird. Die Zahlungsbilanz, die im Durchschnitt der

Jahre	mit
1890/2	117 000 000
1892/4	99 000 000
1893/5	101 000 000
1897/9	163 000 000

tiv war. Der Cobden-Klub hatte das Negativ der Handelsbilanz

des Jahres 1891, das 126 Millionen Pfund Sterling betrug, als auf folgende Weise ge-

Erhalten durch	1. Ocean Frachten	2. Seeverversicherungen	3. Unternehmergewinn	4. Zinsen auf im Auslande angelegtes Kapital	5. Zinsen auf fremde Werthpapiere
"	45 000 000	3 500 000	17 500 000	5 000 000	55 000 000
"	"	"	"	"	"
"	"	"	"	"	"
"	"	"	"	"	"
"	"	"	"	"	"

und Sterling. 126 000 000 Pfund

stlich vergedhert, Seitdem hat sich das Negativ der Handelsbilanz beträchtlich vergrößert, so beträchtlich, daß keiner der in Frage kommenden Faktoren dieses Defizit vollständig decken kann. Nimmt man auch an, daß von der Differenz des Durchschnittsbetrages des Negativs von 1893/5 (= 101 Millionen Pfund Sterling) und 1897/9 (= 163 Millionen Pfund Sterling), die 62 Millionen Pfund Sterling beträgt, 12 Millionen Pfund durch Zunahme der Posten 1 bis 4 gedeckt worden seien — eine recht hoch gegriffene Ziffer —, so müßte für die restlichen 50 Millionen Pfund Sterling Deckung in Posten 5 gefunden werden. Das bedeutet für diesen Posten eine Vermehrung um fast 100 Prozent; eine Vermehrung des Besizes an fremden Werthpapieren um fast 50 Millionen Pfund Sterling käme einer Vermehrung um etwa 1000 Millionen Pfund Sterling (1000 Millionen Mark) gleich, — eine ganz unmöglich richtige Ziffer. Bielmer hat in seinen Finanzkreisen wohlbekannte Thatsache, daß England in den letzten Jahren einen

of Free Trade“ *) Cobden-Klub, leaflet No. XXVIII, vergl. „Fallacies of Free Trade“ by Arthur Fell, M. A., F. S. S., im Financial News, 1/2, 1891

sehr großen Posten *Minen-Shares* an Frankreich abgegeben hat, ohne irgendwelche Goldbezahlung dafür erhalten zu haben, daß Deutschland eine große Summe des früher englischen *Shares-Besitzes* aufgenommen hat und daß schließlich sehr viele amerikanische Werthe in ihre Heimath zurückkehrten. So mußte England in den letzten Jahren einen stets wachsenden Theil der inländischen *Kapita'produktion* von dem Negativ der Zahlungsbilanz absorbiert sehen. Das ist eine Tendenz, die sich zunächst eher zu verstärken als abzuschwächen scheint, die aber die Berechtigung des Schlusses anerkennen muß, daß Englands Nationalvermögen bereits an der Tendenz nach Stillstand, nach relativer Abnahme angelangt ist.

Gerade das entgegengesetzte Bild gewähren die Vereinigten Staaten. Ihr Nationalvermögen wächst in ganz außerordentlichem Maße. Wissen schätzt es in den einzelnen Jahren:

	auf Dollar	pro Kopf der Bevölkerung.
1800	202	" " " "
1840	220	" " " "
1850	308	" " " "
1860	510	" " " "
1870	777	" " " "
1880	870	" " " "

Die inländische Kapitalproduktion wächst schnell durch die Erschließung fruchtbarer und mineralreicher Territorien. Die Zahlungsbilanz der Vereinigten Staaten ist die denkbar günstigste; die Handelsbilanz zeigt ein ungeheuer schnelles Anwachsen der Differenz-Forderung an andere Staaten; so konnte Amerika nicht nur den größten Theil seiner in Europa angelegten Werthpapiere zurückkaufen, sondern ist selbst Gläubiger-Land vieler seiner Rivalen geworden, die sogar mit einer gewissen Vorliebe dort ihren Finanzbedarf zu decken scheinen.

Rußland ist innerlich noch viel zu wenig entwickelt, noch sind Autorität und Herrkommen dort zu mächtige Herrscher, als daß ein Erschließungsprozeß gleich dem in den Vereinigten Staaten stattfinden könnte, der deren Nationalvermögen so förderlich ist. Die russische Handelsbilanz zeigt eine sehr langsame Entwicklung, fast eine Stocung.

Nach den Berechnungen aus dem Nationalvermögen zu schließen, scheinen die Vereinigten Staaten die Gunst der Geschichte für die nächsten Jahrzehnte gewonnen zu haben. Und gerade sie scheinen auch all den Anforderungen zu genügen, die nach den Ergebnissen der Geschichte an den „Uebermacht“-Staat des zwanzigsten Jahrhunderts gestellt werden müssen. Für die stets größere Bedeutung gewinnende Urproduktion haben sie die vorzüglichsten natürlichen Grundbedingungen, in verstärktem Maße durch ihre territoriale Ausdehnung. Ihre Technik, ihre den modernen sozialen Ansichten entsprechende Verfassung: alle Umstände sprechen dafür, daß kulturell und politisch sie für die nächsten Jahrzehnte, eben so wie in wirtschaftlicher Beziehung, tonangebend in der Welt sein werden.

Ob nicht, wenn einst, wie jetzt England, auch die Vereinigten Staaten den Höhepunkt überschritten haben werden, Rußland als siegreicher Rivale auftreten wird, ist eine heute noch unentschiedene, aber wohl zu bejahende Frage.

Die Chaiselongue.

Es ist einige Zeit her, daß ich die mystische Chaiselongue vor mir aufstauchen sah, die seitdem eine große Rolle in meinen täglichen Beobachtungen gespielt hat und also auch eine solche — obgleich verschleiert und in ihrem Zusammenhang mit mir selbst mir noch nicht ganz durchsichtig — in meinem Schicksal zu spielen scheint. Es ist ja dafür gesorgt, daß sich unser kärgliches Erdenleben in solchen Symbolen abspielen muß, die es noch kärglicher machen, damit wir uns nicht überheben und uns einbilden, daß die Früchte der Einsicht von selbst direkt in unseren Kladdinsturban fallen, sondern damit wir ihrer nur mit einer gewissen Anstrengung und auf mühsamen Umwegen theilhaftig werden.

Ich sah sie zum ersten Mal, die mystische Chaiselongue, vor ein paar Jahren draußen in Schliersee, wo sie von zwei Männern aus einem Hause über die Straße nach dem Ufer getragen wurde, um dann weiter in ein Boot geschafft und über den See gerudert zu werden. Das war noch nichts Besonderes. Aber nachdem ich nach München gekommen war, hat sie mich tagaus, tagein, ein ganzes Jahr hindurch, auf Schritt und Tritt verfolgt, so daß ich zuletzt in einer Art gelinder Wahnvorstellung sie sich von selbst, als Automobil, bewegen und auf ihren vier Füßen wie einen Riesendackel herum paddeln zu sehen glaubte.

Und wenn die Chaiselongue um die nächste Straßenecke meinen Augen entschwinden war, konnte es geschehen, daß im selben Moment um die selbe Ecke ein in hoffnungsgrünes Tuch eingewickelter Sarg in meine Straße einbog, um mir entgegenzukommen, an mir vorbeizurutschen und um die nächste Ecke hinter mir zu verschwinden.

So hatte ich denn Material und Veranlassung genug, um mich in die scheinbar unentwirrbaren Symbole des allgewöhnlichsten Alltags zu vertiefen und dem Sinn dieser alltäglichen Gegenstände in ihren Zusammenhängen unter einander und auch mit meinem kleinen persönlichen Schicksal nachzugehen.

Was wollte die Chaiselongue?

Was wollte der Sarg?

Wenn ich am frühen Morgen ausging, um meinen Morgenkaffee zu trinken, stand die Chaiselongue gewöhnlich schon da, drunten im Hofe oder draußen auf der Straße, und wartete auf mich, — geduldig und doch zugleich mit einem deutlich wahrnehmbaren Ausdruck einer gewissen Spannung, so daß das leblose Ding mir wie ein lebendiges Wesen vorkam, das mich mit großen Augen fragte: „Na, kommst Du nicht?“ Wenn ich zum Mittagessen ausging, rutschte und huschte sie mir wieder vorbei oder entgegen, so eilig und aufgeregert wie fliegende Frauenröcke. Und wenn ich am Abend nach Hause kam, um schlafen zu gehen, stand sie zuweilen auch wieder da, irgendwo auf meinem Weg, müde nach den nutzlosen Strapazen des Tages und in sich selbst resignirt zusammengesunken vor den aussichtslosen Bemühungen, sich ihrer symbolischen Hülle zu entkleiden und mir in ihren wahren Intentionen verständlich zu machen.

Oft, wenn ich bei meiner Arbeit saß und mit meinen Gedanken beschäftigt war und nach innen lauschte, wurde ich plötzlich von großem Rabalder und Karrenschieben und den Stimmen vieler Menschen aus meinem Gräbelschlaf geweckt; und wenn ich dann zum Fenster hinaus sah, stand die Chaiselongue wieder da,

unter meinem Fenster, rätselfhaft und geipenstisch mitten in ihrer massiven Realität, und glogte mich mit weitgedöfneten Augen an, in denen kein Ausdruck war. Oder sie wurde in den Haussflur hineingeschleppt, so daß ich mir unwillkürlich sagen mußte: Jetzt kommt sie die Treppe hinauf spazirt und wird bald anklopfen oder sogar klingeln. Wenn ich aber dann später hinunterkam, stand sie da, einsam und verlassen, und man konnte ihr ansehen, daß sie selbst gar nicht wußte, was sie eigentlich wollte oder warum sie da stand.

Es waren alle möglichen Sorten von Chaiselonguen, die mich umkreiften.

Da waren breite, behäbige Chaiselonguen, die ruhig und unerschütterlich auf ihren kurzen, dicken, backelfußförmig nach außen gedrehten Beinen standen und auf denen man das Dasein in breiten, behäbigen Ruhepausen mit Besonnenheit und prozigem Aufwand von Zeit schlürfen konnte. Da waren auch kurze, schmale Chaiselonguen, die sich schämten und drückten und möglichst unansehnlich machten, als ob sie fühlten, daß sie ihrer Bestimmung nur in ungenügendem Grade angemessen waren und sich in ewiger Beklemmung befanden, in ewiger Angst, daß irgend Jemand sie zu ihrem natürlichen Zweck benutzen wolle.

Einige kamen auf armseligen Karren angefahren, die von einem alten, zerlumpten Bettelweib mühsam und äbellaunig vorwärts geschoben wurden. Anderen voran leuchtete die rotze Müze mit der gelben Metallplatte des Expreßboten. Wieder andere nahen in diskreter Umhüllung und zusammen mit Polsterstühlen und anderem Zimmerinventar.

Die einen waren zerlegt und beschmußt, mit Spinnweben bezogen und mit schlechter Strohstopfung aus allen Wöckern herausguckend; die anderen kamen funkelnagelneu vom Möbelfabrikanten, so daß ihnen überhaupt noch kein Charakter und keine Eigenart anzusehen war, — wegen Mangels an jeglicher Erfahrung.

Sie stammten mir aus weiter Ferne entgegen im knallendsten Noth der sündigsten Liebe; sie zogen mir wehmüthig vorbei in dem zartesten Noja einer klüsternden Zumuthung; sie richteten sich auf in dem tiefen Blau des einbringlichen Glaubens; sie winkten mir mit kokettem Seitenblick zu in dem leichtsunigen Grün der guten Hoffnung; sie paradirten in dem ganzen bunten Schema des schottischen Systems mit seinen sämmtlichen dreißig und dreißig Farben . . .

Was wollte die Chaiselongue?

Was wollte der Sarg?

Denn der Sarg war sichtlich die Komplementärescheinung zur Chaiselongue. Hohen Personen voran kam er mir entgegen, fliegend, mir mit seiner schmußig grünen Leuchteinhüllung aufbringlich zunickend, so daß ich nicht im Zweifel sein konnte, daß er große Eile hatte und daß es gerade auf meine Wenigkeit abgesehen war. Er preßte sich mir in den schmalen und schmalsten Wassen so dicht vorbei, daß er mich fast berührte; und oft, während ich meinen Morgenkaffee trank, stand er unten und wartete ganz geduldig und gemüthlich, als ob er in einem Anflug von Walgenogellaune mit einem halben, verschmigten Lächeln vor sich selbst hinhurmelte: „Ich kann schon warten! Laß Dir nur Zeit! Dann setzen wir uns Beide zu gleicher Stunde in Bewegung!“ . . .

Was wollte die Chaiselongue?

Jedenfalls ist es ein böses Geschöpf, das ein ganzes Jahr lang auf offener Straße sein pas-de-deux mit dem Sarge um mich herum getanzt hat . . .

Selbstanzeigen.

Gottsched der Deutsche. Berlin 1901. Gottsched-Verlag.

Eins gleich im Voraus. Es handelt sich hier um keine Orgien des Chauvinismus. Wenn ich dem deutschen Volke „Gottsched den Deutschen“ vor Augen führe, so steht dabei kein Gedanke an Rassenhaß und Nationaldünkel Paße. Als Gottsched im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und noch weit über diese Zeit hinaus den deutsch-nationalen Gedanken vertrat, als Erster und Einziger die Deutschen aus ihrer politischen, geistigen und sittlichen Ohnmacht aufrüttelte, die großen Tendenzen gegen den „Erbfeind“ schuf und (1741) Friedrich den Großen offen für den einzigen Mann erklärte, der das übermächtige und übermüthige Frankreich in seine Schranken zurückweisen und demüthigen könnte: da mußte er seinem tief gegründeten Nationalstolz in flammender Begeisterung die Zügel schießen lassen; denn anders war die träge, in unsinniger Ausländerei verkommene Seele des deutschen Volkes nicht vom Boden zu bewegen. Heute liegen die Dinge (wenn auch nur auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet) ganz anders; wir haben gelernt, uns politisch zu fühlen; und man hat heute kaum nöthig, diesen endlich in uns lebendig gewordenen gesunden Nationalstolz mit starken Mitteln zu kräftigen. Wenn ich hier von Gottsched als „dem Deutschen“ spreche, so meine ich den Mann, der uns nicht nur politische Selbstachtung einflößen werde, sondern der uns die Herrlichkeit unserer Sprache kennen lehrte, der unseren Dichtern und Denkern eine logisch vollendete, anmuth- und kraftreiche Sprache schuf; der uns den Weg zu unseren alten Literaturdenkmälern bahnte; der uns die Rhosmitha, die Rosengluth, den Keineke Fuchs aus dem Staube hervorwachte; uns den nationalen Besitz des Wlflas und des Ottfried sicherte, auf Hans Sachs und die Meisterfinger hinwies, deutsche Art und Kunst aufs Neue schätzen lehrte, zum ersten Mal wieder Dürer, Holbein, Rembrandt und die anderen alten deutschen Meister in unseren Gesichtskreis rückte. Ich meine den Mann, der als Erster schon 1741 die deutsche Sendung des Hauses Hohenzollern erkannte; der schon über dem Haupt Friedrichs des Großen die deutsche Kaiserkrone schweben sah; der mit leidenschaftlicher Bitterkeit über die Unfähigkeit der Deutschen klagte, mit den Polen und Wenden fertig zu werden, und gegen diese „Sklavenvölker“ jene Mittel in Anwendung gebracht wissen wollte, die richtig anzuwenden wir selbst heute noch nicht ausreichend gelernt haben. Was Deutschland an diesem größten und kühnsten Vertreter der deutschen Idee im achtzehnten Jahrhundert gut zu machen hat, wird den Lesern dieses neuen Werkes vielleicht noch klarer zum Bewußtsein kommen als den Lesern des „Gottsched-Denkmals“, das durch dies neue Werk erst seine volle Beleuchtung erhält und jetzt wohl auch mit jener Vorurtheillosigkeit genossen und erörtert werden wird, die man, wie es mir scheint, diesem Werk schuldig ist. Aus dem neuen Werk wird man auch erkennen, mit welcher nie verstandenen Liebe Gottsched für die Ausbreitung, Einbürgerung und Reinigung der deutschen Sprache gewirkt hat; wie er es sich eigentlich allein zu verdanken hatte, wenn er 1749 mit Stolz, aber auch mit Wehmuth sagen durfte: „Die Ausländer sehen unsere Sprache nunmehr schon für eine der schönen und nöthigen europäischen Sprachen an, die sie lernen müssen und

der zu ihrem vollkommenen Ruhm weiter nichts als die Liebe ihrer eigenen Landsleute fehlt.“ So ist mir denn für die Wirkung des neuen Werkes nicht bang. Da in Deutschland heute aber ernsthafte Bücher, wenn sie mehr als etwa zwanzig Pfennig kosten, nur noch von ein paar Bibliotheken und Idealisten gekauft werden, so konnte auch „Gottsched der Deutsche“ nur in einer ganz kleinen Auflage gedruckt werden, die durch Vorbestellung zum Theil erschöpft ist. Bücherfreunde, die sich das Werk anschaffen wollen, werden sich also nicht darüber wundern dürfen, daß die etwa neun Bogen Brixenformat zwölf Mark kosten. Wie bei Juwelen, hat auch bei Büchern die Seltenheit ihren Werth.

Eugen Reichel.



Gedichte. Verlag Renaissance. Schmarzendorf-Berlin. 1900.

Aus harten, engen Tagen sind diese Lieder hergekommen, aus einer Sehnsucht, deren Sonnenflug religiöse Heuchelei und Haß und Niedrigkeit nicht ganz zu ersticken vermochten; darum atmen sie so schwer und das Suchen nach Gott und nach Frieden schlägt sich darin wie verzweifelte Brandung. Aber um das Purpurbanner der Schönheit drängen sich diese Kinder des Leides mit heißer, stumm verkender Seele. Die beiden letzten Strophen aus dem Gedicht „Vor Byrons Büste“ mögen hier Platz finden:

Nimm mich zum Bruder! Ach, verzweifelt und jauch
 Ich nieder vor dem Weh der Welt wie Du,
 Ich bin wie Du in tiefster Seele krank
 Und müde und doch ohne Schlummertraum!
 Und in der Zweifel schaurig Rehgestrüch
 Wie Du gestochen; Bruder, nimm mich an,
 Daß ich, gewirht von Deinem Königsblick,
 An Hölle und an Himmeln rütteln kann!

Karlshof.

Gustav Schüler.



Der Tod des Tintagiles. — **Daheim.** — Zwei kleine Dramen für Puppenspiel von Maurice Maeterlinck. Autorisierte Uebersetzung von George Stoddhausen. Berlin, F. Schneider & Co.

Als ich Ende April 1897 in Folge der mir vom Dichter sehr freundlich ertheilten uneingeschränkten Genehmigung Maeterlincks „Pelleas und Melisande“ übersetzt und ihm das erste Exemplar meines Buches zugesandt hatte, schrieb er mir: *Votre traduction est l'une des plus remarquables que l'on ait faite de mes œuvres, d'une simplicité si fidèle et si pure, et surtout musicalement fidèle!* L'atmosphère même du drame original entoure les paroles traduites, ce qui n'arrive presque jamais dans les traductions. Dieses freundliche Urtheil, die günstige Aufnahme des Buches bei einem großen Theil der Presse, endlich der starke Beifall, den die erste öffentliche Aufführung des Dramas im Februar 1899 hier in Berlin fand: dies Alles führte mich zu dem Wunsch, mich auch an der Aufführung und Uebersetzung anderer Werke Maeterlincks zu versuchen. So erbat

ich des Dichters Genehmigung für eine Uebersetzung von Intérieur und erhielt sie am zehnten März 1899 mit folgenden Worten: J'avais complètement perdu de vue votre demande au sujet d'Intérieur. Ai-je besoin de vous dire que le petit drame est tout à votre disposition, que vous le jouerez dans votre traduction, ou si le temps vous manquerait, dans telle autre que vous choisiriez, où et quand vous le voudrez? Je sais trop de quels soins fraternels et admirables vous avez entouré Pelléas, pour avoir autre chose que les meilleurs espoirs en vous la confiant. Am neunundzwanzigsten März 1899 veranstaltete ich eine Aufführung meiner Uebersetzung von Intérieur vor geladenem Publikum, das dem Gedicht die freundlichste Aufnahme bereitete. Ich meldete es dem Dichter und fragte zugleich an, ob ich zum Zweck einer Buchausgabe La Mort de Tintagiles dazu übersetzen und das Stück auch später darstellen lassen dürfe. Am achtzehnten April antwortete Maeterlind: Je vous remercie mille fois des nouvelles que vous me donnez. Comment vous dire ma reconnaissance pour votre zèle infatigable? Je n'ai pas besoin de vous dire que je suis très-heureux de vous confier entièrement La Mort de Tintagiles pour tout ce qui concerne la traduction et représentation. Je ne saurais le remettre en des mains plus heureuses et plus dévouées. Im August erschien das Buch und Maeterlind quittirte den Empfang des ersten Exemplars mit den folgenden Worten: J'ai bien reçu le petit volume contenant votre excellente traduction de Tintagiles et d'Intérieur. Ne vous en avais-je pas accusé réception et remercié? Je croyais en tout l'avoir fait et si vous n'avez pas reçu ma lettre, n'en accusez que mon peu d'ordre mais non ma reconnaissance ni ma bonne volonté! Merci encore. Ich veröffentlichte diese Briefstellen, weil behauptet worden ist, meine Uebersetzungen seien nicht autorisirt. Und weil dieser Behauptung die andere hinzugefügt worden ist, Maeterlind sei von mir geschädigt worden, denn er erhalte nicht die ihm zustehende Lantienen, so gestatte ich mir, noch den folgenden Brief anzuführen, den ich vor zwei Monaten von Maeterlind erhielt: Cher Monsieur, je vous remercie à mon tour bien cordialement de votre aimable lettre. Il est bien entendu que vous ne m'enverrez ma part des droits sur Intérieur et Tintagiles que lorsque vous avez remboursé tous les frais antérieurs qu'à mon insu je vous avais occasionnés. Il ne serait pas juste que je les acceptasse avant: et j'ai déjà à me reprocher plus d'une injustice envers vous. Recevez, cher Monsieur, avec mes remerciements et mes regrets l'expression de mes meilleurs sentiments. So wäre wohl auch dieser Vorwurf widerlegt. Ob andere Uebersetzungsversuche meinen vorzuziehen sind: darüber erwarte ich das Urtheil der unbefangenen prüfenden Leser.

George Stodhaußen.



Schneen und Leben. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 1900.

Die kleinen Gedichte, die sich sehr anspruchslos geben, bietet ich den wenigen Menschen, die zu lesen und die Worte zu wägen verstehen. Ich bin sicher, von den Allermeisten mißverstanden zu werden. Sie werden Rühle sehen, wo das Leben in comprimirtester Form gegeben ist; Prosa, wo sich der Vers dem Sagesfüge

der deutschen Sprache anpaßt; Harmlosigkeit, wo die sehr scharf ausgeprägte Weltanschauung des Verfassers hinter den Worten steht. Und sie werden den Hauptaccent auf das „Schmen“ legen, weil sie nicht wissen oder bedenken, daß der Titel in bewußtem Gegensatz zu dem bekannten Motiv aus „Tristan“ gewählt ist; woraus sich einige Folgerungen ohne sonderliche Mühe ziehen lassen. Mögen sie sich damit abfinden: nur sollen sie nicht glauben, mit ihren Wertungen eine tief sinnige Entdeckung gemacht zu haben.

Hans W. Fischer.



Der Vorstand des Börsenvereins deutscher Buchhändler wünscht die Aufnahme der folgenden Berichtigung:

„In dem in Berlin am zehnten November 1900 erschienenen Heft der ‚Zukunft‘ ist in einem ‚Deutsches Verlagsrecht‘ überschriebenen, vom Dr. Hans Blum als Verfasser gezeichneten Artikel folgende Thatsache behauptet: ‚Da (nämlich in einem vor einer Kammer für Handelsfachen bei dem königlichen Landgericht Leipzig anhängig gewesenen Prozeß) berief sich eines Tages ein Anwalt in seinem Vortrag auf das merkwürdige Buch des Herrn Voigtländer aus Leipzig — der auch der Kommission zur Vorbereitung dieses merkwürdigen Besetzungswurfes angehörte — über die Usancen des deutschen Buchhandels. Der Gerichtspräsident aber und die beiden sehr geschäftskundigen kaufmännischen Beisitzer lehnten jede Berücksichtigung einer buchhändlerischen Usance ab, weil im Buchhandel die Usance überall da beginne, wo beim Kaufmann der Anstand aufhöret.‘ Wir erklären hierdurch auf Grund der auf unser Ersuchen angestellten amtlichen Erhebungen, daß niemals einer der Vorsitzenden einer der leipziger Landgerichtskammern für Handelsfachen eine Aeußerung: ‚Im Buchhandel beginnen die Usancen überall da, wo beim Kaufmann der Anstand aufhöret‘, oder eine ähnliche Aeußerung gethan hat.“



Der fiskus als Kohlenhändler.

Die arme preussische Regierung! Mit ihren Ministern hat sie Pech. Diese Männer sind nicht nur verpflichtet, an der Staatsverwaltung nach besten Kräften mitzuwirken, sondern auch, öffentliche Reden zu halten, um diese Verwaltung vor dem Volk zu rechtfertigen. Und dazu gehöret manchmal keine geringe Kunst. Herr Bessel, in Preußen Minister für Handel und Gewerbe, beherrscht sie nicht. Sein Unglück ist, daß manche Abgeordnete scharfe Ohren haben. Sie vernahmen aus des Ministers Munde, daß für die staatliche Kohlenverwaltung die Händler nur ein nothwendiges Uebel seien. Im selben Athemzug vertheidigte der Minister die Aufgaben der Händlerschaft, deren Organisation der Staat nicht

entbehren könne. Er stellte es als die Aufgabe der Verwaltung hin, einen direkten Verkehr mit den Verbrauchern zu pflegen. Das klingt recht verständig. Wer aber näher zuschaut, findet, daß es dem fiskalischen Bergbaubetrieb an allen Mitteln und Einrichtungen fehlt, um dem Bedürfniß der Kohlenverbraucher gerecht zu werden. Nach bürokratischer Schablone, in beschaulichem Tempo werden die Aufträge erledigt, und mehrt sich einmal der Geschäftandrang, so steht die Verwaltung ratlos da. Es wäre aber auch unzweckmäßig, Einrichtungen zu schaffen, die für einen verstärkten Verkehr hinreichen; lieber begnügt sich der Staat mit dem kleinen Geschäftskreis und den für dessen Befriedigung hinreichenden kaufmännischen Vorrichtungen, mit denen er bis vor einigen Jahren ausgekommen ist. Der Handelsminister weiß nur zu gut, daß es eine unnütze Geldausgabe wäre, wenn jetzt plötzlich die Staatsverwaltung einen Ersatz für die alten, vorzüglich ausgebildeten Vorkehrungen der Händler zu schaffen versuchte. Dadurch würden nur falsche Hoffnungen geweckt; und schließlich würden große Kapitalien begraben. Denn schon ist die Zeit gekommen, wo von einer Kohlennoth nicht mehr ernsthaft gesprochen werden kann. Die Grubenleiter denken an eine Einschränkung der Förderung und die Kohlenpreise sind schon niedriger geworden. Es könnte erweiternd wirken daß sich die Volksvertreter mit der Regierung über die zur Bekämpfung der Kohlennoth wirksamen Maßregeln herumstreiten, obwohl weder ein solches Verhängniß besteht noch in absehbarer Zeit zu befürchten ist. Der Minister kann leichten Herzens Versprechungen über Versprechungen machen, um den aufgeregten Volkswillen zu befänstigen. Er holt sich eine gute Censur, wenn er nicht zu beschneiden ist, sondern den Konjumenten Goldene Berge verspricht. Erfüllt er später nichts von seinen Versprechungen, so wird er immer mit Recht die Entschuldigung anführen können, daß die alte Verkaufsorganisation vollkommen hinreicht, um die Ansprüche der Kundschaft zu befriedigen.

Für den Kohlenhandel ziehen schwere Zeiten herauf; und auch der Fiskus kann von ihrer Ungunst nicht unberührt bleiben. Will er sich auch nur eine geringe Rentabilität retten, so ist es seine Schuldigkeit, auf gutem Fuß mit dem Handel zu bleiben; denn dadurch allein sichert er sich die Möglichkeit, eine normale Förderung abzugeben. Es ist ein Irrthum zu glauben, der Staat habe nicht eben so wie jeder Privatmann die Pflicht, aus seinen gewerblichen Betrieben Gewinn zu ziehen. Wir könnten uns einen solchen Luxus, der uns viele Freunde schaffen würde, trotz der Benachtheiligung der auf das Rechnen angewiesenen Konkurrenz allenfalls gestatten, wenn die Zufriedenheit des Volkes so groß und der Geldbedarf des Staates so klein wäre, daß weder der Finanzminister neue Steuern zu suchen brauchte noch die Verpflichtungen der Bevölkerung gegenüber der Staatsgewalt so drückend wären, wie sie es heute sind. Wir sind darauf angewiesen, alle Reichthümer, die unsere Erde birgt, möglichst vortheilhaft auszunutzen, um dem Staatsbüdel stets neue Einnahmen zuzuführen. Wollten wir in industriellen Betrieben des Fiskus auf jeden Gewinn verzichten, so wäre es eine Vergeudung des Volkvermögens, die hohen Verwaltungskosten zu tragen und einen großen Beamtenapparat zu unterhalten. Dann thäten wir besser, das gesammte Bergwerkseigenthum des Staates auf Privatfirmen zu übertragen, die es schon verstehen würden, rentabel zu wirthschaften. Das Staatsvermögen würde sich um die gewaltige Kaufsumme vergrößern und das Inter-

esse der Steuerzahler, das schließlich den Angelpunkt aller fiskalischen Erwägung bilden sollte, wäre gewahrt und gesichert.

Kohlenbergwerke darf man nicht behandeln wie Verkehrsanstalten, etwa wie die Post und die Eisenbahnen; bei ihnen handelt es sich um öffentliche Einrichtungen, die dem Privatbetrieb vollständig entzogen sind und nur der allgemeinen Wohlfahrt dienen sollen. Bergwerkbefitzer aber sind Unternehmer, die vielmehr eher an das private als an das öffentliche Interesse zu denken haben. Der Staat ist lange genug Bergwerkbefitzer und wird sich auf Experimente gewiß nicht gern einlassen. Wenn er bis jetzt mit dem Kohlenverkauf nicht hinreichende Erfahrungen gesammelt hat, wird er auch künftig nicht weit vorwärts bringen können. Die Erfahrung muß ihn gelehrt haben, daß der Fiskus ohne die Mitwirkung von Händlern beim Verkauf, ohne Erzeugnisse, nicht verkauften kann. Kein Abnehmer, der irgend einem größeren Betriebe vorsteht, wird sich mit seinem Kohlenbedarf dem Fiskus verschreiben, der merken läßt, daß er den Handel auszuscheiden wünscht. Vielmehr wird Jeder seinen Bedarf da zu decken suchen, wo er eine umfassende und verständnißvolle kaufmännische Verwaltung findet, die sich ihre Kundenschaft warmzuhalten sucht und deren Wünsche selbst unter eigenen Opfern erfüllt. Beim Fiskus ist darauf nicht zu rechnen. Er verflücht in seinen eigenen Betrieben zwar über gute Sorten, nicht aber über ein — wie der Kaufmann sagt — wohl assortirtes Lager. Es giebt wenige Großverbraucher, die sich auf den Bezug von Kohle aus staatlichen Gruben beschränken könnten. Eine auf ihre Sicherheit bedachte Verwaltung wird sich nach wie vor nicht direkt von den Produzenten abhängig machen, sondern sich an Händler wenden, die mit ihrer umfassenden Organisation und ihrer rastlosen Emsigkeit die Individualität jedes Verbrauchers berücksichtigen und ihn sachgemäß bedienen können. Wollte sich der Fiskus, wie es in der ausgesprochenen Absicht des preussischen Handelsministers liegt, noch liebevoller als bisher der kleinen landwirthschaftlichen Genossenschaften oder gar der kommunalen Einkaufsverbände annehmen und noch eifriger deren Wünsche nach Kohlenversorgung berücksichtigen, so müßte er auf die industrielle und kaufmännische Kundenschaft verzichten. Von der anderen Verbrauchergruppe allein könnten die fiskalischen Bergwerke aber nicht leben; sie werden ihnen nur zu rasch untreu werden und bald überhaupt verschwunden sein. Die Noth der Zeit hat sie geboren, aber der Nothstand ist schon überwunden. Der preussische Handelsminister sollte nicht vergessen, daß er als Hüter der staatlichen Bergwerke einem großindustriellen Betriebe vorsteht; ein solcher Betrieb darf aber nur nach kaufmännischen Grundätzen geleitet werden und sich nicht als Wohlthätigkeitsanstalt aufthun. Herr Bresfeld erhofft alles Heil von einem oberschlesischen Kohlensyndikat, das Fiskus und Händler gemeinsam umschließen soll. Gerade hier zeigt sich die Schwäche des Regierungstandpunktes. Die Händler werden sich hüten, mit dem Fiskus sich an einen Tisch zu setzen, — namentlich, wenn ihnen von vorn herein zugemuthet wird, ihre Preise stets so niedrig wie die fiskalischen Gruben zu halten. Der Minister hat sich in der Uebereilung selbst offen als einen Feind der Händler bekannt. Das wird der Handel ihm nie vergessen. Und schon hat die Firma Caesar Wollheim ihm die weitere Kohlenlieferung gekündigt. Dyckes s.